

# Münchhausen











06/7

K. O. -









Des Freiherrn  
**von Münchhausen**

wunderbare Reisen zu Lande und zu  
Wasser, Feldzüge und Abenteuer,

im Freundeskreise von ihm selbst erzählt.

Nach

Gottfried August Bürger

für die Jugend und die Familie bearbeitet

von

**Friedrich Meister.**

Illustriert von Ludwig Bechstein.



Leipzig,  
Verlag von Abel & Müller.  
1906.



53-261



## Dorwort.

In dem achten Bande des jetzt sehr selten gewordenen Buches „Vademecum für lustige Leute, enthaltend eine Sammlung angenehmer Scherze, witziger Einfälle und spaßhafter kurzer Historien aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. Berlin 1781“, findet sich der folgende Satz:

„M—h—f—nsche Geschichten.

Es lebt ein sehr witziger Kopf, Herr von M—h—f—n im H—schen, der eine eigene Art sinnreicher Geschichten aufgebracht, die nach seinem Namen benannt wird, obgleich nicht alle von ihm sein mögen. Es sind Erzählungen voll der unglaublichsten Übertreibungen, dabei aber so komisch und launisch, daß man, ohne sich um die Möglichkeit zu bekümmern, von ganzem Herzen lachen muß: in ihrer Art wahre Hogarth'sche Karikaturen. Unsere Leser, denen aber vielleicht schon manche davon durch mündliche Überlieferung bekannt sind, sollen hier einige der vorzüglichsten davon finden. Das Komische wird erhöht, wenn der Erzähler alles als selbst gesehen oder selbst getan vorträgt.“

Unmittelbar nach diesen letzten Worten fangen die Münchhausenschen Erzählungen an. Der neunte Band des Vademecums bringt unter der Überschrift: „Noch zwei M=Lügen“ den Schluß der Geschichten, die dann im Jahre 1786 von Professor Rudolph Erich Raspe ins Englische übersetzt wurden.

So ist es gekommen, daß der „Münchhausen“ eine Zeitlang für ein englisches Originalwerk gegolten hat, ein Irrtum, dessen

Richtigstellung wir Eduard Grisebach verdanken. Ich verweise hier auf dessen Einleitung zu der in Spemanns Hand- und Hausbibliothek erschienenen Münchhausen-Ausgabe.

Keinem Geringeren als dem Dichter Gottfried August Bürger blieb es vorbehalten, das Raspe'sche Werk wieder in unsere Muttersprache zu übertragen, durch vierzehn eigene Geschichten zu erweitern und so ein echtes deutsches Volksbuch zu schaffen, das sich, wie Grisebach mit Recht sagt, neben seinen besten Gedichten getrost sehen lassen darf.

Ich habe mich in der vorliegenden für die Jugend und die Familie bestimmten Bearbeitung des „Münchhausen“ so genau als tunlich an den Bürger'schen Text zu halten gesucht, der reich an kernigen und volkstümlichen Ausdrücken ist und den Ton des alten Kürassiermeisters auf das glücklichste zu treffen gewußt hat. Aus Rücksicht auf die jugendlichen Leser mußten allerdings manche Änderungen vorgenommen werden, auch wurde es nötig, verschiedene Geschichten ganz wegzulassen.

Damit der Inhalt des Buches hierdurch keine Beschränkung erfahre, entschloß ich mich nach reiflicher Überlegung, einige seltsame und abenteuerliche Geschichten meiner eigenen Erfindung hinzuzufügen. Ich habe mich bemüht, dem Gedankengang des berühmten Aufschneiders nahezu kommen; wie weit mir dies gelungen ist, muß dem Urteil der Leser überlassen bleiben.

Der „Münchhausen“ ist ein Weltbuch. Arthur Schopenhauer gedenkt seiner im Kapitel „Zur Theorie des Lächerlichen“ unmittelbar nach dem „Don Quixote“. Möchten ihm durch die vorliegende Ausgabe recht viel neue Freunde gewonnen werden.

Im Mai 1906.

Friedrich Meißner.



## Inhaltsverzeichnis.

Einleitung . . . . .	Seite 9
----------------------	------------

### Erster Teil.

#### Des Freiherrn von Münchhausen Abenteuer in Rußland und der Türkei.

Erstes Kapitel: Ein Winterritt durch Polen. — Der Freiherr tut ein gutes Werk und vernimmt eine Stimme vom Himmel. — Wie sein Pferd auf die Spitze eines Kirchturms geriet . . . . .	12
Zweites Kapitel: Wie der Freiherr mit einem Wolfsgepann in Petersburg einfuhr. — „O dieser Triller!“ — Wie der Kopf des trinkfesten alten Generals einen Heiligenschein erhielt . . . . .	16
Drittes Kapitel: Warum der Freiherr sich mit der Faust ins Auge schlägt. — Gegenwart des Geistes ist die Seele mannhafter Taten — Wie der Freiherr mit drei Duzend Wildenten durch die Luft flog. — Die Rebhühner auf dem Ladestock . . . . .	23
Viertes Kapitel: Der Freiherr prügelt einen Fuchs aus seinem Pelz heraus. — Die Abenteuer mit der Bache und dem Keiser. — St. Huberti Kreuzhirsch und die Kirchscherne. — Wie der Freiherr einen Bären zersprengt und einen Wolf umwendet. — Der toll gewordene Überrod. — Der Freiherr muß sich selbst loben . . . . .	28
Fünftes Kapitel: Eine unterbrochene Hühnerjagd. — Wunderbare Ausdauer eines Hundes. — Der Freiherr jagt einen achtbeinigen Hasen. — Sein Windspiel läuft sich die Beine ab. — Eine seltsame Hunde- und Hasengeschichte. — Der Freiherr als Schutkreiter auf einem Teetisch . . . . .	39

Sechstes Kapitel: Wie der Freiherr gegen die Türken kämpft. — Warum des Freiherrn Pferd so unersättlich Wasser trank. — Lorbeeren für Roß und Reiter . . . . .	52
Siebentes Kapitel: Warum der Freiherr seinen Arm festbinden muß. — Er reitet auf Kanonenkugeln. — Er vollführt ein Reiterstückchen. — Er zieht sich und sein Pferd am Zopfe aus einem Sumpf . . . . .	58
Achtes Kapitel: Der Freiherr gerät in türkische Sklaverei. — Die Wiene und die Bären. — Wie der Freiherr auf den Mond stieg. — Wie er einen Bären mit einer Wagendeichsel fing. — Er wird ausgeliefert, nimmt seinen Abschied und verläßt Rußland. — Des Freiherrn Geistesgegenwart im Hohlweg. — Das Konzert der Posthorns . . . . .	62

Zweiter Teil.

Des Freiherrn von Münchhausen Seerebentener.

Neuntes Kapitel: Wie der Freiherr seine erste Seereise unternimmt. — Erstaunliche Wirkungen eines Orkans. — Wie er im Urwalde auf Ceylon eine schreckliche Gefahr besteht . . .	72
Zehntes Kapitel: Was der Freiherr von dem Kutscher des Königs von England erzählt. — Das Abenteuer mit dem großen Walfisch. — Vierzig Klafter Anfertau in einem hohlen Zahn. — Wie der Freiherr einen Leck verstopft . . . . .	82
Elftes Kapitel: Wie der Freiherr eine italienische Felucke, mit der er versunken war, wieder an die Oberfläche brachte. — Wie der Freiherr in den Magen eines Fisches geriet . . . .	86
Zwölftes Kapitel: Wie der Freiherr einen Luftballon herabschießt und was der Luftschiffer ihm berichtet . . . . .	92
Dreizehntes Kapitel: Wie der Freiherr nach Ägypten reist. — Wie er fünf brauchbare Subjekte antrifft und in seine Dienste nimmt. — Wie er mit seiner Barke auf dem Nil in Baumkronen strandet . . . . .	98
Vierzehntes Kapitel: Der Freiherr und der Großsultan beim Weine. — Warum der Freiherr an die Kaiserin Maria Theresia schrieb. — Wie er für seinen Kopf zu fürchten begann und wie er der türkischen Kriegsflotte entrann . . . . .	105

- Fünfzehntes Kapitel: Wie der Freiherr eine Riesenkanone des Sultans in den Bosphorus warf. — Was der Freiherr bei der Belagerung von Gibraltar tat und erlebte. — Wie der Vater des Freiherrn auf einem Seepferd von England nach Holland ritt. — Wie der Freiherr in London aus einer Kanone geschossen wurde . . . . . 114
- Sechzehntes Kapitel: Wie der Freiherr Schiffbruch litt und an Bord des Fliegenden Holländers kam. — Was er von diesem Abenteuer, das er selber sein größtes und erhabenstes nennt, zu berichten hatte . . . . . 130
- Siebzehntes Kapitel: Wie der Freiherr Tausende von weißen Bären erlegte. — Warum die Kaiserin von Rußland ihm ihre Hand anbot. — Wie Kapitän Phipps neidisch wurde . 142
- Achtzehntes Kapitel: Wie der Hühnerhund des Freiherrn auf hoher See Wild wittert. — Wie der Freiherr eine Wette gewinnt, und warum auf der Kapitänstafel die gebratenen Rebhühner nicht ausgingen . . . . . 147
- Neunzehntes Kapitel: Des Freiherrn zweite Reise nach dem Monde. — Handelsreisende vom Hundstern. — Kochende Geschöpfe. — Merkwürdige Leibesbeschaffenheit der Mondbewohner. . . . . 150
- Zwanzigstes Kapitel: Der Freiherr findet den Mut, seine Erzählungen fortzusetzen. — Er reist nach dem Atna und macht guten Gebrauch von dem Morgentau. — Wie der Freiherr in Vulkans Schmiede kam. — Von der klatschfüchtigen Frau Venus. — Wie der Freiherr in das südliche Eismeer gelangte, und warum ihm ein Stich durch die Seele fuhr . . . . . 160
- Einundzwanzigstes Kapitel: Wie der Freiherr nach Botany Bai und dann nach einer wohlriechenden Insel kam. — Von den Leuten mit drei Beinen und einem Arm. — Das Eisvogelneft. — Strafe für Lüge und Ausschneiderei. — Höfliche Bäume . . . . . 176
- Zweiundzwanzigstes Kapitel: Wie der Freiherr einer starken Versuchung widersteht und dafür Bewunderung beansprucht. — Wie die Schiffsleute einen großen Fisch für eine Insel halten und auf ihm landen. — Von allerlei anderen merkwürdigen Seetieren und Ungeheuern. — Wie das Schiff des



- Freiherrn von einem Seegeſchöpf verſchlungen wird. — Was er im Wagen des Untiers erlebt und wie er durch einen klugen Plan ſich und ſeine Unglücksgefährten befreit . . 184
- Dreiundzwanzigſtes Kapitel: Wie der Freiherr mit dem Schiff „Venus“ ins Kaſpiſche Meer gelangte und wie er an deſſen Geſtade einen Bären verhungern ließ. — Warum er mit dem Kapitän auf einen Bottich ſpringt. — Das Abenteuer mit den Schneckenlöwen . . . . . 194
- Vierundzwanzigſtes Kapitel: Was der Freiherr von ſeinem Vater erzählt. — Der Oberſt von Hengſtenberg. — Das Loch durch die Erdkugel. — Der zurückgekehrte Kohlentauſen . 201
- Fünfundzwanzigſtes Kapitel: Des Freiherrn Karl Friedrich Balduin von Münchhauſen Manichäerfalle. — Der unheimliche Lehnſtuhl. — Des Freiherrn Balduin vorzeitiges Ende . 209
- Sechſundzwanzigſtes Kapitel: Was der Freiherr von einer böhmischen Rieſenkiefer erzählt. — Von den merkwürdigen Eigenſchaften ſeines Dolland-Peſpektivs. — Warum die Kaiſerin von Rußland ihm hohe Orden verleiht und der ruſſiſche Kriegsminiſter ihm einen Jagdhund ſchenkt. — Die wunderbare Jagdweſte . . . . . 215
-

## Einleitung.

**E**s lebte einst im Hannoverschen ein sehr gescheiter und witziger Herr, der Freiherr von Münchhausen, der eine besondere Art von Geschichten aufgebracht hat, die noch heute in aller Welt nach ihm benannt und als „Münchhausiaden“ bezeichnet werden. Diese Geschichten sind voll von den ungeheuerlichsten und unglaublichsten Übertreibungen, dabei aber so komisch und lustig, daß man von ganzem Herzen über sie lachen muß.

Der Freiherr pflegte seine Schnurren und Schwänke im Kreise von Freunden, Jagdgenossen und sonstigen Bekannten zu erzählen und zu behaupten, alle die Abenteuer selbst erlebt und alle die erstaunlichen Taten selbst vollbracht zu haben, wodurch das Komische der Sache natürlich noch erhöht wurde. Daß dieser geistreiche und weltberühmte Aufschneider tatsächlich gelebt hat und keineswegs nur eine erfundene Persönlichkeit ist, kann urkundlich nachgewiesen werden.

Karl Friedrich Hieronymus Freiherr von Münchhausen erblickte am 11. Mai 1720 das Licht der Welt. Er war noch ein Knabe, als ihn der Erbprinz Anton Ulrich von Braunschweig als Page in seine Dienste nahm, und als dieser später Oberst und Kommandeur eines russischen Kavallerieregiments geworden

war, wurde der junge Münchhausen durch ein kaiserliches Patent vom 11. Dezember 1739 zum Kornet und im folgenden Jahre zum Leutnant in demselben Regiment ernannt, das damals in Riga stand. Der Leutnant von Münchhausen machte mehrere Feldzüge gegen die Türken mit und wurde laut Patent vom 21. Februar 1750 zum Rittmeister befördert. Als solcher kehrte er im November desselben Jahres in die Heimat zurück, nahm bald darauf seinen Abschied und ließ sich auf dem ererbten Gute Bodenwerder an der Weser nieder. Er starb daselbst am 22. Februar 1797.

Als Erzähler seiner russischen, türkischen und sonstigen Abenteuer und namentlich von Jagdgeschichten war der Baron in hannoverschen und hessischen Landen weit und breit berühmt. Pastor Cludius in Bodenwerder schrieb im Jahre 1795 von ihm: „Er pflegte seine Geschichten ganz kavalierement, doch ohne alles Pathos, mit der leichten Laune eines Weltmannes und als Sachen, die sich von selbst verstehen, zum besten zu geben.“

Baron Hieronymus von Münchhausen war ein Mann von mittlerer Größe, breitschulterig, hager und sehnig, eine echte Reitergestalt; sein scharf geschnittenes Antlitz war gebräunt, die Adlernase sprang kühn hervor, ebenso das feste Kinn; die kleinen, funkelnden Augen blickten klug und schelmisch, und um den feinen Mund, über dem ein kleiner, emporgekräuselter und schwarz gefärbter Schnurrbart saß, spielte fast unablässig ein verschmitztes Lächeln. Er trug eine schneeweiß gepuderte Perücke und daran ein steifes Böpflein, fest mit schwarzem Seidenband umwickelt und mit einer Schleife geziert.

Je größer der Kreis seiner staunenden und lachenden Zuhörer war, desto angeregter erzählte er. Dabei rauchte er behaglich den kräftigsten Knafter aus einem großen, mit Silber



beschlagenen Meerschäumtopf und trank ein Glas dampfenden Punsch nach dem andern dazu.

Er hielt nichts von langen Vorreden und begann seine Geschichten ohne Umschweife, begab sich also immer gleich „in medias res“, wie die Lateiner sagen.

Der Leser möge nun seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen, damit ihm nichts von den wunderbaren Dingen entgehe, die nachstehend in den eigenen Worten des wahrheitsliebenden Freiherrn erzählt werden sollen.





Erster Teil.

## Des Freiherrn von Münchhausen Abenteuer in Rußland und der Türkei.

### Erstes Kapitel.

Ein Winterritt durch Polen. — Der Freiherr tut ein gutes Werk und vernimmt eine Stimme vom Himmel. — Wie sein Pferd auf die Spitze eines Kirchturms geriet.

**A**ls ich dazumal meine große Reise nach Rußland machen mußte, wählte ich die Winterzeit dazu. Einige kluge Leute werden darüber lachen, weil sie meinen, im Sommer reise es sich allezeit besser, als im Winter, weil da alles schön grün sei und man nicht zu frieren brauche. Allein, einer der etwas vom Reisen versteht, denkt vor allem zunächst an die Wege und

Landstraßen, und kann man schon von denen hier zu Lande ein Lied singen, namentlich bei Regenwetter, so sind die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutschland, Polen, Kur- und Livland noch viel elender. Darum wählte ich den Winter zu meiner Reise, denn ich sagte mir, daß selbst die grundlosesten Wege durch Frost und Schnee einigermaßen passierbar gemacht werden müßten. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Ich kann überhaupt wohl sagen, daß ich noch niemals Täuschungen erfahren habe, wenn ich meinen eigenen Gedanken und Eingebungen folgte.

Ich reiste natürlich zu Pferde, welches, wenn es nur sonst gut um Gaul und Reiter steht, die bequemste Art zu reisen ist. Denn mit unsern deutschen Postmeistern ist nicht immer gut auszukommen, und man muß sehr auf der Hut und dazu sanftmütig und geduldig sein, um mit diesen höflichen Herren nicht in Zank und Streit zu geraten. Außerdem entgeht man auch der Gefahr, von seinem ewig durstigen Postillon vor jede Schenke geschleppt zu werden.

Mit leichtem Gepäck und leichtem Herzen ritt ich durch die Lande und freute mich der winterlichen Herrlichkeit der Natur, des weichen, stiebenden Schnees und des unter den Hufen meines Rosses knisternden und knackenden Eises. Leider hatte ich versäumt, mich warm genug zu kleiden, und dieser Umstand machte sich immer empfindlicher bemerkbar, je weiter ich nach Nordosten hinaufkam.

In Polen führte mich mein Weg über ein ödes Schneefeld, das von einem bitteren, schneidenden Oststurm gepeitscht wurde. Und hier, in diesem strengen Wetter, in dieser heulenden Wildnis, lag ein armer alter Mann am Boden, der kaum so viel Lumpen auf dem Leibe hatte, seine Blöße damit zu bedecken.

Der arme Teufel dauerte mich von ganzer Seele. Zwar



war mir selber das Herz im Leibe fast erstarrt vor Frost, aber ich verglich seinen Zustand mit dem meinen und fand, daß ich tausendmal besser daran sei, als er. Darum nahm ich meinen Reiseumantel ab und warf ihn über ihn her, aufrichtig bedauernd, den Ärmsten nicht auch noch mit einem Schluck Branntwein erwärmen zu können, denn ich hatte keinen Tropfen mehr in meiner Feldflasche.

Plötzlich erscholl eine Stimme vom Himmel, die dieses Liebeswerk ganz ausnehmend herausstrich und mir zurief:

„Donnerwetter, mein Sohn Münchhausen, du bist ein Prachtkerl! Das soll dir nicht unvergolten bleiben!“

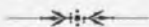
So etwas war mir bisher noch nicht passiert. Ich ließ es gut sein und trabte weiter, in der Hoffnung, bald eine Ortschaft zu erreichen, wo ich in einem Gasthause meinen erstarrten Leib wieder zu erwärmen vermöchte. Aber so weit mein Auge auch spähen mochte — Schnee, nichts als Schnee. Kein Haus, kein Baum, kein Strauch — nur Schnee, unabsehbarer Schnee. Das ganze Land lag unter der weißen, einförmigen Decke, und ich wußte weder Richtung, noch Weg, noch Steg. Die Nacht brach herein und Dunkelheit lagerte ringsum auf dem Gefilde. Damit schwand jegliche Aussicht für mich, heute noch ein Obdach zu erreichen, und ich beschloß im Freien zu übernachten.

Ich stieg also ab und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken, der aus dem Schnee hervorragte. Darauf nahm ich meine Pistolen aus den Hälstern und steckte sie in den Gurt, denn Polen ist ein unsicheres Land, und nachdem ich diese Fürsorge getroffen hatte, legte ich mich unweit meines Pferdes in den Schnee nieder und schlief bald so fest und ruhig, als läge ich daheim in den weichen Daunen meines warmen Bettes. Ich wachte deshalb auch nicht eher wieder auf, als bis es heller lichter Tag war.

Nun aber denke man sich mein Erstaunen! Auf einem Schneefelde hatte ich mich zum Schlafe hingestreckt und jetzt lag ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhof! Ich richtete mich empor, stand auf, rieb mir die Augen — ja, es war nicht anders. Da lagen die Gräber mit den schiefen Kreuzen und den eingefunkenen Steinen, dort stand die Kirche, ringsum gruppierten sich die Häuschen und Hütten — aber mein Pferd? Wo war mein Pferd geblieben? Plötzlich hörte ich irgendwo über mir ein bekanntes Gewieher; ich schaute empor — da hing mein Pferd hoch oben an der Spitze des Kirchturms, mit dem Bügel an das Kreuz festgebunden!

Jetzt wußte ich sogleich, wie alles zugegangen war. Das Dorf war, wie die ganze weite Gegend, ganz und gar zugeschneit gewesen und nur der oberste Teil des Kirchturmkreuzes hatte noch über die weiße Fläche herausgeragt; während der Nacht war auf einmal starkes Tauwetter eingetreten; der Schnee, auf dem ich gelegen, war zusammengeschmolzen und so mußte ich natürlich nach und nach ganz sanft herabsinken. Den Kreuzteil hatte ich in der Finsternis für den Stumpf eines Bäumchens gehalten, ahnungslos mein Pferd darangebunden, und die Folge davon war, daß das arme Tier jetzt in schwindelnder Höhe am Kirchturm hing.

Da war es denn ein Glück, daß ich meine Pistolen am Abend zuvor aus den Halstern genommen und zu mir gesteckt hatte; ich zog eine aus dem Gurt, zielte und durchschloß den Zaum des Pferdes, das nun über das Kirchendach herunterrutschte und glücklich auf festem Boden anlangte. Ich stieg in den Sattel, ritt mitten durch die maulaufsperrenden Dorfbewohner hindurch und setzte meine Reise fort.



## Zweites Kapitel.

Wie der Freiherr mit einem Wolfsgespann in Petersburg einfuhr. —  
„O dieser Triller!“ — Wie der Kopf des trinkfesten alten Generals einen  
Heiligenschein erhielt.

Im eigentlichen Rußland ist vieles ganz anders, als bei uns zu Lande. So ist es zum Beispiel dort nicht Mode, im Winter zu Pferde zu reisen. Da nun ein verständiger Reisender sich stets so viel als möglich nach den Sitten der Länder richtet, in denen er sich gerade befindet, so versah ich mich jenseit der russischen Grenze bei erster Gelegenheit mit einem kleinen einspännigen Rennschlitten, spannte meinen Gaul, der sich trefflich zum Fahren verwenden ließ, in die Gabel und fuhr wohlgenut auf die Hauptstadt Petersburg los.

Nun weiß ich nicht mehr genau, war es in Esthland oder war es in Ingermanland oder in einer andern russischen Provinz, genug, so viel aber besinne ich mich noch wohl, ich befand mich mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich plötzlich einen ungeheuren Wolf mit offenem Rachen und heraushängender Zunge hinter mir hergejagt kommen sah. Die Bestie lief mit der Schnelligkeit des gefräßigsten Winterhunger's, und ich erkannte sehr bald, daß, trotz der verzweifeltsten Anstrengungen meines braven Pferdes, ein Entrinnen unmöglich war. Mechanisch legte ich mich platt in den Schlitten nieder und stellte dem Gaul anheim, uns beide zu retten, wenn dies etwa noch möglich wäre.

Was ich zwar vermutete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geschah gleich darauf. Der Wolf bekümmerte sich nicht im geringsten um meine Wenigkeit, sondern sprang über mich hinweg, stürzte sich mit wütender Eier auf das Pferd,



schlug die entsetzlichen Zähne ein und verschlang auf einmal ein großes Stück von dem Hinterkörper des armen Tieres, das vor Schrecken und Schmerz nur desto schneller lief. Eine Weile lag ich ganz still, froh, so unbemerkt und gut davongekommen zu sein; endlich richtete ich mich verstohlen ein wenig auf, verwundert darüber, daß der Schlitten noch immer mit unverminderter



Schnelligkeit vorwärts geschleift wurde, und gewährte nun mit Erstaunen und Grauen, daß der Wolf sich beinahe über und über in das Pferd hineingesessen hatte. Ich wartete ein wenig, bis er sich noch vollständiger hineingezwängt hatte, dann griff ich zur Peitsche und pfefferte ihm aus Leibeskräften das Fell.

Man kann sich leicht vorstellen, wie die Bestie bei diesem unerwarteten Überfall in ihrem Pferdefutteral von Schrecken gepackt wurde; sie strebte mit aller Macht vorwärts, die Über-

Münchhausen.



reste des Pferdeleichenams fielen zu Boden und siehe da! an der Stelle meines armen aufgefressenen Gauls steckte der Wolf in dem Geschirre.

Selbstverständlich hörte ich nicht auf, die Peitsche nach besten Kräften zu schwingen, und so langten wir in vollem Galopp gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unsere beiderseitigen Erwartungen, denn der Wolf hatte solch ein Ende seines Unternehmens sicherlich ebensowenig vorausgesehen, wie ich. Über das Erstaunen der Petersburger, die uns so daherkutschirt kommen sahen, will ich hier weiter kein Wort verlieren.

Ich könnte Ihnen, meine lieben Freunde, nun viel von den Künsten und Wissenschaften erzählen, die in dieser prächtigen Hauptstadt des großen russischen Reiches gehegt und gepflegt werden, allein ich will Sie damit nicht langweilen. Nur das Gebiet der Kunst möchte ich kurz streifen. Sie alle kennen die berühmte Sängerin Gabrielli, wenigstens dem Namen nach. Nun, die habe ich in Petersburg singen hören und war entzückt von ihr. So oft sie auftrat, lief ich in die Oper. Kurz vor ihrer Abreise ging ich zu ihr, warf mich vor ihr auf die Knie und bot ihr hundert Louisdor — damals mein ganzes Vermögen —, bis sie endlich einwilligte und mir zum Abschied einen ihrer schönsten Triller schenkte, gerade den, der mich immer ganz besonders entzückt hatte. Ich legte ihn in Spiritus und bewahre ihn auf diese Art noch heute. O dieser Triller, meine Freunde, dieser Triller!

Da es einige Zeit dauerte, ehe ich in die Armee eingestellt werden konnte, so war ich ein paar Monate lang mein eigener Herr und hatte vollkommene Muße und Freiheit, meine Zeit sowohl als auch mein Geld auf die adeligste Art von der Welt zu verjunkrieren. Wie ich schon sagte ist in Rußland vieles



ganz anders, als bei uns zu Lande. Die Kälte des Landes und die Sitten der Nation sind die Ursache, daß man dort der Flasche bedeutend stärker zuspricht, als in unserm nüchternen Deutschland, und ich habe daher dort häufig Leute gefunden, die

in der edlen Kunst des Trinkens für wahre Virtuosen gelten konnten.

Ich entfinne mich eines alten Generals mit weißem Bart und kupferfarbenem Gesicht. Er speiste mit uns an demselben Tische im Wirtshause. Er hatte sich im Türkenkriege mit Ruhm bedeckt, vermählte aber, als er nach einer besonders heißen und blutigen Schlacht wieder ins Quartier gerückt war, die obere Hälfte seines Schädels; die mußte, von einem Türkenfäbel abgeschlagen, auf dem Felde der Ehre liegen geblieben sein.

Als mir diese Tatsache noch unbekannt war, wunderte ich mich anfangs ein wenig darüber, daß der alte Haudegen bei der Tafel den Hut aufbehielt; ich muß allerdings hinzufügen, daß er sich, so oft ein Fremder in unsere Gesellschaft kam, diesen stets in artigster Weise deswegen um Entschuldigung bat.

Also dieser Veteran war einer der ausgepichtesten Trinker, die ich auf meinen Fahrten kennen gelernt habe. Während des Essens leerte er regelmäßig einige Flaschen des stärksten Branntweins und zum Beschluß setzte er dann noch eine Bouteille Arrak darauf, zuweilen auch zwei. Ein solcher Vertilger von Feuerwasser war noch keinem von uns Tischgästen vorgekommen, am meisten aber wunderten wir uns darüber, daß sich niemals auch nur die geringste Spur von Trunkenheit bei ihm zeigte.

Meine Herren, Sie glauben mir nicht, das sehe ich Ihren Mienen an. Ich nehme Ihnen das nicht übel, denn auch ich würde dies unglaublich finden, wenn ich es nicht selber erlebt hätte. Die Sache ging mir damals auch über alle Begriffe, bis ein Zufall mich über das vermeintliche Wunder aufklärte. Wie alles in der Welt ganz natürlich zugeht, so auch dies.

Der General hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit seinen Hut ein wenig aufzuheben. Das hatte ich oft bemerkt, ohne

mir dabei etwas zu denken. Essen und Trinken macht warm, und wenn einem warm wird und man dabei den Hut auf dem Kopfe hat, dann lüftet man den ab und zu, das ist selbst-



verständlich. Allein eines Tages gewahrte ich, daß der General zugleich mit dem Hute auch eine an diesem befestigte silberne Platte aufhob, die ihm den fehlenden Teil seiner Hirnschale ersetzte, und ferner gewahrte ich nicht ohne Erstaunen, daß alsdann jedesmal eine Wolke bläulichen Dunstes aus seinem Kopfe in



die Höhe stieg, der Dunst der starken Getränke, die er in sich aufgenommen hatte. Jetzt war das Rätsel seiner unerschütterlichen Nüchternheit gelöst. Der alte Knabe hätte noch zehnmal mehr trinken können, ohne angeheitert zu werden, aber dazu reichten wohl seine Mittel nicht aus, da er nur von seiner Pension lebte.

Ich teilte einigen näheren Bekannten meine Entdeckungen mit und erbot mich, die Richtigkeit derselben sogleich zu beweisen. Ich trat wie von ungefähr mit meiner Pfeife hinter den am Tische sitzenden General, zündete einen Fidibus an und setzte damit die seinem Kopfe entsteigende Dunstwolke in Brand, gerade als er den Hut wieder aufsetzte. Es war Abend geworden und im Speisesaal herrschte bereits eine ziemliche Dunkelheit; wir sahen also ein ebenso neues, wie schönes und absonderliches Schauspiel. Ich hatte die Wolfensäule über dem Haupte unseres Helden in eine Feuersäule verwandelt, die violett und grünlich emporlohte, und derjenige Teil der Dünste, der noch zwischen den Haaren des Wiberhutes verweilte, brannte mit dem schönsten blauen Feuer und bildete einen Nimbus, prächtiger, als jemals einer den Kopf des größten Heiligen umleuchtet hat.

Wenn Sie nun glauben, meine Herren, daß der General über mein Experiment ungehalten gewesen sei, so irren Sie; er mochte sich wohl gesagt haben, daß solch ein farbenprächtiger Nimbus ihm gut zu Gesichte stehen müsse, und deshalb erlaubte er uns noch öfter, seinen Dunst in Flammen aufgehen zu lassen, einesteils, weil er bei dem Experiment keineswegs Schmerz oder Belästigung, sondern nur eine gelinde, angenehme Wärme empfand, andernteils aber, weil es ihm ein so erhabenes Ansehen gab.



### Drittes Kapitel.

Warum sich der Freiherr mit der Faust ins Auge schlägt. — Gegenwart des Geistes ist die Seele mannhafter Taten. — Wie der Freiherr mit drei Duzend Wildenten durch die Luft flog. — Die Rebhühner auf dem Ladestock.

Sch könnte Ihnen aus unserer Tafelrunde noch viele Scherze erzählen und allerlei lustige Auftritte berichten, allein ich enthalte mich dessen vorläufig, weil ich Ihnen zunächst von einigen Jagdabenteuern berichten möchte, die mir merkwürdiger und unterhaltender scheinen. Da Sie meine Liebe und Leidenschaft für das edle Waidwerk kennen, so werden Sie begreifen, meine Herren, daß ich mich stets am wohlsten fühlte im Verkehr mit solchen wackeren Kumpanen, die das offene, grüne Waldbrevier und seine Freuden gehörig zu schätzen wußten. Die Jagd ist ein abwechslungsreicher Zeitvertreib und bietet immer neue und unerwartete Erlebnisse, und oft genug hat der Jäger Gelegenheit, seine Geistesgegenwart zu erproben. Ich kann wohl sagen, daß die meinige mich niemals im Stiche ließ, und das außerordentliche Glück, womit mir jeder Streich gelang, gereicht mir noch immer zur angenehmsten Erinnerung.

Vor dem Hause, das ich in Rußland bewohnte, lag ein großer Teich. Eines schönen Morgens steckte ich, wie gewöhnlich, den Kopf zum Schlafstubenfenster hinaus, um nach dem Wetter zu sehen, und dabei wahrte ich, daß der ganze Teich von wilden Enten geradezu wimmelte. Schnell nahm ich mein Gewehr aus dem Winkel neben dem Bett und sprang die Treppe hinunter, und zwar in meinem Jagdeifer so hastig und unvorsichtig, daß ich mit dem Gesicht gegen den Pfosten der Haustür rannte, so daß mir Feuer und Funken aus den Augen sprühten.

Es war ein tüchtiger Stoß, aber ich ließ mich keinen Augenblick dadurch zurückhalten. Im Nu war ich am See, hob die Flinte, legte an und hoffte einen guten Schuß zu tun — da aber mußte ich zu meinem größten Verdruß wahrnehmen, daß insolge des heftigen Stoßes gegen die Tür der Stein aus dem Flintenhahn gesprungen und verloren gegangen war. Was sollte ich nun tun? Zeit war nicht zu verlieren und Enten mußte ich haben, darauf hatte ich meinen Kopf gesetzt. Da kam mir ein Gedanke. Hatten meine Augen nicht soeben erst Feuer und Funken gesprüht, als ich mit ihnen gegen den Pfosten angeprallt war? Ich riß also die Pflanne auf, die voll von Pulver war, legte das Gewehr auf das wilde Geflügel an und schlug dann mit geballter Faust heftig gegen mein linkes Auge. Was ich erwartet hatte, das geschah. Die hellen Funken sprühten heraus und in die Pulverpflanne, der Schuß ging los und ich erlegte auf einen Schlag fünf Paar Enten, vier Rothälse und ein Paar Wasserhühner.

Da haben Sie einen Beweis von meiner nie versagenden Geistesgegenwart. Ja, meine Herren, Gegenwart des Geistes ist die Seele mannhafter Thaten. Soldaten und Seeleute retten sich dadurch oft aus allerlei Not und gefährlichen Lagen, und auch der Weidmann verdankt ihr nicht selten sein gutes Glück.

Hier noch ein anderes Beispiel dafür. Auf einer Jagdstreiferei gelangte ich an einen Landsee, auf dem einige Duzend Wildenten friedlich und ahnungslos umherschwammen. Sie hatten sich jedoch so zerstreut und hielten sich in so großen Abständen voneinander, daß es mir unmöglich gewesen wäre, mehr als eine auf einen Schuß zu erlegen; und zum Unglück hatte ich meinen letzten Schuß schon in der Flinte. Gleichwohl hätte ich die lieben Tierchen gern alle gehabt; ich wußte gerade jetzt

eine vorzügliche Verwendung für sie, denn ich war willens, eine große Gesellschaft von guten Freunden und Bekannten an einem der nächsten Tage in meinem Hause zu bewirten. Ich strengte also meine sieben Sinne ein wenig an und besann mich auch richtig auf ein Stückchen Schinkenspeck, das von meinem mitgenommenen Mundvorrat übrig geblieben war und sich noch in meiner Jagdtasche vorfinden mußte. Ich kramte danach herum und fand es auch glücklich. Außerdem hatte ich eine ziemlich lange Hundeseine in der Tasche, die mir jetzt auch trefflich zu statten kam. Ich drehte sie auf, zerlegte sie in ihre einzelnen Strähnen, band diese aneinander und erhielt so eine Leine von vierfacher Länge, woran ich nun das Stück Speck befestigte. Darauf verbarg ich mich hinter dem Schilf und Röhricht des Ufers, warf meinen Köder aufs Wasser und hatte auch sogleich das Vergnügen, zu sehen, wie die nächste Ente hurtig herbeigefchwommen kam und mein Speckstück gierig hinunterschlank.

Raum bemerkten die andern, daß es hier etwas zu schnabulieren gab, da kamen auch sie, nach Entenart, eifertig herbei, um ihren Anteil zu erwischen. Und es ist auch keine leer ausgegangen, obgleich nur ein einziges Stück Speck vorhanden gewesen war. Denn da der glatte Brocken am Faden sehr bald unverdaut hinten aus der ersten Ente wieder herauskam, so verschlang ihn die zweite und so ging es immer weiter; mit anderen Worten, mein Stückchen Schinkenspeck machte die Reise durch sämtliche Enten, ohne sich von der Schnur loszulösen, auf der nun alle die guten Tierlein aufgereiht waren, wie Perlen auf einem Faden.

Höchlichst zufrieden mit meinem guten Einfall und seinem großartigen Erfolg zog ich die Enten aufs Land, schlang mir die Schnur ein paarmal um Schulter und Leib und machte



mich mit meiner Jagdbeute auf den Heimweg. Ich hatte tüchtig zu schleppen, denn es waren, wie schon gesagt, einige Dutzend Enten, lauter gut genährte Dinger. Der Weg bis zu meinem Hause war weit, und schon wollte es mir fast leid tun, ihrer

allzu viele eingefangen zu haben, da begab sich etwas, was ich nicht vorausgesehen hatte und was mich anfangs in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Die Enten waren nämlich noch alle lebendig, und nachdem sie sich von ihrer



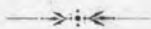
ersten Bestürzung erholt hatten, faßten sie wieder Mut und begannen gewaltig mit den Flügeln zu schlagen, und es entstand ein Wirbeln und Rauschen, ein Tosen und Trompeten vor meinen Augen und Ohren, daß mir beinahe Hören und Sehen verging. Plötzlich flogen alle auf einmal empor und ich mußte mit, ich mochte wollen oder nicht.

Hand aufs Herz, meine Herren — bei welchem von Ihnen wäre unter solchen Umständen nicht guter Rat teuer gewesen? Nun, bei mir war das nicht der Fall; meine Geistesgegenwart verließ mich keinen Augenblick, und so benutzte ich die Sachlage zu meinem Vorteil, übernahm gleichsam das Kommando über die fliegenden Enten, scheuchte sie durch Zuruf und Armschwingen und ruderte und steuerte uns dabei mit meinen Rockschößen der Gegend zu, wo mein Haus stand. Als ich dasselbe senkrecht unter mir hatte, drückte ich einer Ente nach der andern der Kopf ein; bald wurde ich den übrigen zu schwer und so sank ich ganz sanft und allmählich gerade durch den weiten Schornstein meines Hauses in die Küche hinab und landete mitten auf dem Herde, wo zum Glück noch kein Feuer angezündet war. Den Schreck und das Erstaunen meines Kochs können Sie sich denken. Ich blieb ruhig sitzen, bis ich den letzten der Enten den Garaus gemacht hatte, dann sprang ich vom Herde herab, befahl dem sprachlosen Kerl, mir die Asche von den Kleidern zu bürsten, und überließ ihm dann, sich das Rätsel zu lösen, wie wohl die drei Duzend Wildenten auf die Schnur gekommen sein möchten.

Etwas ähnliches passierte mir einige Zeit darauf mit einer Kette Rebhühner. Ich war ins Feld gegangen, um eine neue Flinte einzuschließen. Mein kleiner Vorrat von Schrot war dabei draufgegangen und ich befand mich bereits wieder auf

dem Heimwege, als ganz plötzlich und unerwartet dicht vor meinen Füßen ein Volk Hühner aufflog. Das reizte meinen Appetit, und der Wunsch, einige der Hühner abends auf meinem Tische zu sehen, brachte mich auf einen meiner guten Einfälle. Ich stand still, merkte mir die Stelle, wo die Hühner sich wieder niederließen, lud schleunigst mein Gewehr, nicht mit Schrot, denn davon hatte ich nichts mehr, sondern mit dem Ladestock, den ich in der Eile ein wenig zugespitzt hatte. Dann ging ich auf die Hühner zu, und als sie aufschwirrten, jagte ich ihnen meinen Ladestock nach und zwar mit solchem Geschick, daß er sieben in einer Linie fliegende Hühner hintereinander aufspießte. Das war ein Schuß, wie er nicht alle Tage vorkommt, nicht wahr, meine Herren? Sie dürfen übrigens im Falle der Not von diesem meinen Einfall nach Belieben Gebrauch machen.

Man muß sich nur zu helfen wissen, das ist das Geheimnis so vieler großer Erfolge in der Welt.



### Viertes Kapitel.

Der Freiherr prügelt einen Fuchs aus seinem Pelz hinaus. — Die Abenteuer mit der Vache und dem Keiler. — St. Huberti Kreuzhirsch und die Kirschkerne. — Wie der Freiherr einen Bären zersprengt und einen Wolf umwendet. — Der toll gewordene Überrock. — Der Freiherr muß sich selbst loben.

**S**etzt, meine Herren, sollen Sie ein ausnehmend feines und in seiner Art gewiß einzig dastehendes Abenteuer hören. Sie wissen ohne Zweifel, wie selten ein schwarzer Fuchs ist. Gut. Eines Tages schlenderte ich durch einen großen russischen Wald, die Ohren gespitzt und die Augen offen, nach rechter Jäger

Brauch und Gewohnheit. Lange wollte sich kein jagdbares Getier zeigen, endlich aber kam mir zwischen den Wurzeln einer uralten Eiche ein Fuchs zu Gesicht, ein Prachtkerl von einem kohlrabenschwarzen Fuchs. Ich hob das Gewehr, ließ es aber wieder sinken. Nein, sagte ich zu mir selber, es wäre doch jammerschade, diesen kostbaren Pelz mit einem Schrotschusse zu durchlöchern. Schnell zog ich die Ladung aus dem Lauf, lud von neuem, diesmal aber mit einem Brettnagel, den ich zufällig bei mir trug, und zielte nun auf den schönen, buschigen Schweif des Fuchses. Ich drückte ab, und siehe da, Meister Reineke war mit seiner Lunte fest an den Stamm der alten Eiche genagelt. Nun ging ich ganz ruhig zu ihm hin, betrachtete ihn von allen Seiten und rieb mir die Hände vor Vergnügen, denn er war wirklich ein stolzer Bursche. Sie hätten sehen müssen, wie er mich anpfauchte, wie er bellte und jaulte. Endlich, nach vergeblichem Reißen und Zerren, machte er Miene, sich den Schwanz abzubeißen, um von dem Baum loszukommen. Halt, Jungchen, sagte ich, so wars nicht gemeint, zog mein Weidmesser und machte ihm einen Kreuzschnitt über das Gesicht. Darauf nahm ich meine Knute, die ich in Rußland stets bei mir führte, und karbatschte ihn buchstäblich aus seinem eigenen Felle hinaus. Splinternackt lief er davon und ließ mir den leeren Pelz zurück. Ich versichere Ihnen, meine Herren, daß es eine wahre Lust und ein rechtes Wunder zu sehen war.

Ich bin ein Schütze, der so leicht von keinem anderen übertroffen wird, gestehe aber ganz offen, daß ich auch manchen Fehlschuß getan habe. Zuweilen hat dann der Zufall oder, wenn man will, mein gutes Glück den Fehler wieder gutgemacht. Davon erlebte ich bald nach dem Abenteuer mit dem schwarzen Fuchs ein Beispiel und zwar wiederum in einem tiefen Walde.

Ich schritt am Rande eines unergründlichen Sumpfes dahin, als ich zwei Wildschweine wahrte, die, eins dicht hinter dem anderen, jenseit des Sumpfes dahintrabten. Ich legte an und schoß; das vordere Schwein, ein kräftiger Frischling, lief weiter, das hintere, eine alte Bache, blieb stehen. Augenscheinlich war keines von beiden getroffen, die Kugel war fehlgegangen. Der Frischling verschwand bald im Unterholz, die Bache aber stand unbeweglich, als wäre sie am Boden festgenagelt. Das Ding mußte untersucht werden. Ich lief um den Sumpf herum und näherte mich dann der Wildsau mit großer Vorsicht. Die rührte sich nicht, nur ab und zu bewegte sie den Kopf in eigentümlicher Weise hin und her, wobei ihr etwas Baumelndes aus dem Maule hing. Sie ließ mich ruhig herankommen, und nun entdeckte ich, daß sie stockblind war. Das baumelnde Ding aber war ein Schweineschwänzlein, das Schwänzlein ihres Frischlings, das sie mit dem Maule gefaßt hatte, damit er als guter Sohn seine Kindespflicht erfülle und sie fürbaß durch den Wald leite. Dies war jedoch durch meine Kugel vereitelt worden, denn die war zwischen den beiden hindurchgefahren und hatte den Leitzaum zerrissen, wovon nun die alte Bache das eine Ende noch immer festhielt. Da ihr Führer sie nach meinem Schusse nicht mehr vorwärts gezogen hatte, so war sie stehen geblieben. Natürlich nutzte ich diese Gelegenheit für mich aus. Ich ergriff das übriggebliebene Endchen von des Frischlings Schwanz und leitete daran das alte hilflose Tier ganz ohne Mühe und Widerstand um den Sumpf herum und durch den ganzen Wald nach Hause.

Solche wilden Bachen können dem Jäger sehr gefährlich werden, das heißt wenn sie sehen können, wen sie vor sich haben; die Keiler aber sind in ihrer Wut und Grausamkeit



noch schrecklicher. Eine solche Bestie kam mir einmal mitten im Walde entgegen, als ich unglücklicherweise auf so etwas gar nicht vorbereitet war. Kaum hatte das Untier mich erspäht, da kam es auch schon wutschäumend auf mich losgestürzt, so



daß ich eben mit genauer Not noch ausweichen und hinter einen Baum springen konnte, um dem ersten Angriff zu entgehen. Da die Bestie aber in demselben Augenblick aus aller Kraft einen Seitenhieb nach mir tat, fuhren die scharfen Hauer mit solcher Gewalt in den Baumstamm hinein, daß sie fest im Holze stecken blieben und der Keiler den Hieb vorläufig nicht wiederholen konnte. Ich mußte laut und triumphierend auflachen, denn der dumme Kerl hatte sich in seiner blinden Wut selber gefangen und mir in die Hände geliefert.

Die Hauer hatten den Stamm des Baumes glatt durchbohrt und ihre Spitzen schauten auf der anderen Seite ein ganzes Stück heraus. Schnell ergriff ich einen nahebei im Grase liegenden Stein und nietete damit die Hauerstippen ganz gemächlich und kunstgerecht um, wobei mir der Keiler mit giftsprühenden Blicken zusah. Nun konnte er sich trotz der grimmigsten Anstrengungen nicht mehr befreien. Ich ging ins nächste Dorf, holte ein halb Duzend Bauern, dazu einen Wagen und Stricke; mein Keiler wurde gefesselt, dann brachen wir ihm die Hauer aus dem Baumstamm, luden ihn auf und schafften ihn lebendig und wohlbehalten nach Hause. Eine Zeitlang führte er mit der blinden Wache in einem festen Gehege ein beschauliches Dasein; was später aus den beiden geworden ist, nachdem ich Rußland den Rücken gefehrt hatte, das vermag ich nicht zu sagen.

Nun ein anderes Stücklein. Sie alle, meine Herren, haben zweifellos schon von Sankt Hubertus gehört, dem Schutzpatron der edlen Jägerei, der ehemals selber ein großer Nimrod vor dem Herrn gewesen ist, dann aber das Weidwerk aufgab und unter die Heiligen ging, weil ihm einst ein stattlicher Hirsch im Walde entgegengetreten war, der das Kreuz der Christen zwischen seinem Geweih trug. Ich habe diese Geschichte so oft gehört





und gelesen und den Hirsch mit dem vor ihm knieenden Hubertus so oft abgebildet gesehen, sowohl in den Kirchen, wie auch auf den Sternen der Ritter des Hubertusordens, daß ich auf Ehre und Gewissen eines braven Weidmannes kaum zu sagen weiß, ob es früher nicht wirklich solche Kreuzhirsche gegeben habe, oder wohl noch heutigentags gibt.

Doch ich wollte Ihnen erzählen, was ich selber erlebt und mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Einst hatte ich all mein Blei verschossen und mich bereits angeschickt, nach Hause zu gehen, da knackte es in den Büschen und gleich darauf stand ein majestätischer Hirsch von achtzehn Enden vor mir. Er schaute mich so frei und furchtlos an, als wüßte er, daß sich keine einzige Kugel mehr in meinem Beutel befand. Ich jedoch nicht faul, lud meine Flinte mit Pulver und schüttete eine Handvoll Kirschkerne darauf, von denen ich, so schnell sich das tun ließ, das Fleisch abgeessen und abgequetscht hatte. Und diese Ladung schoß ich dem Hirsch mitten vor die Stirn zwischen das Geweih. Er schüttelte den Kopf, taumelte ein wenig, dann aber sprang er auf und davon, was mich nicht im geringsten wunderte, denn mit Kirschkernen kann man vielleicht Spazien, aber keinen Kapitalhirsch totschießen, das wußte ich sehr wohl.

Nach einigen Jahren jagte ich abermals in demselben Walde; und wieder knackte es in den Büschen und ein großer Edelhirsch trat auf die Lichtung heraus. Aber was sah ich? Sie raten's nicht, meine Herren. Mitten zwischen dem mächtigen Geweih war ein Kirschbaum aus dem Kopfe des Hirsches herausgewachsen und ragte mehr denn zehn Fuß hoch in die Luft empor. Sogleich fiel mir mein voriges Abenteuer wieder ein, und nun betrachtete ich diesen Hirsch mit Recht als mein mir längst zugehöriges Eigentum. Diesmal hatte ich eine Kugel im Lauf; mit sicherem

Blattschuß streckte ich ihn nieder und erlangte dadurch, neben dem trefflichen Braten, zugleich eine schöne Kirschtunke, denn der Baum hing dicht voll herrlicher Früchte, die so delikats waren,



daß ich mich nicht erinnerte, jemals auch nur annähernd

so wohl-  
schmeckende ge-  
kostet zu haben.

Im allge-  
meinen ist die  
Verwendung  
von Kirsch-  
kernen zu Ge-  
schossen nicht  
zu empfehlen,  
aber im Falle  
der Not, wenn  
es „Aut oder  
Naut“\*) gilt,  
greift ein bra-  
ver Jägers-  
mann lieber  
wer weiß wozu

und versucht eher alles, als daß er sich die günstige Gelegen-  
heit entzwischen läßt. Ich weiß davon zu reden, denn gar manch  
liebes Mal bin ich selber in solcher Lage gewesen.

\*) Nach dem englischen „ought or nought“ (alles oder nichts). In  
Niederdeutschland ist der Ausdruck „Aut oder Naut“ nicht selten.



Was sagen Sie zum Beispiel zu folgendem Kasus? Ich hatte einmal in einem polnischen Walde so lange gejagt, daß mir Pulver und Blei ausgegangen war und ich obendrein von der Nacht überrascht wurde. Während ich mühsam tappend meinen Weg durch die Finsternis suchte, hörte ich plötzlich ein unheimliches Brummen und Schnaufen, und gleich darauf sah ich einen ungeheuren Bären mit offenem Rachen auf mich zugerannt kommen. Hastig fuhr ich mit den Händen in alle Taschen, um noch einmal nach Munition zu suchen; es war vergebens, ich fand nichts als zwei Flintensteine, die ich als Reserve stets bei mir zu tragen pflegte.

Ohne viel zu überlegen, schleuderte ich einen davon aus aller Kraft dem Ungeheuer in den Rachen, tief in den Schlund hinab. Dies mochte ihm eine unangenehme Empfindung verursachen, denn er blieb stehen und würgte einigemal; darauf wendete er sich um, so daß ich den zweiten Stein nach seiner Hinterpfote schleudern konnte. Und nun geschah etwas Großartiges. Der Stein traf so heftig mit dem ersten, bereits im Innern des Bären befindlichen Stein zusammen, daß es Feuer gab und die Bestie mit einem gewaltigen Knall auseinander gesprengt wurde. Ich bin zwar mit heiler Haut davongekommen, aber ich möchte das Kunststück doch nicht noch einmal versuchen, das können Sie mir glauben, meine Herren.

Bei einer anderen Gelegenheit hatte ich es mit einem riesenhaften Wolf zu tun. Die polnischen Wölfe sind wegen ihrer ungemeinen Wildheit und Gefräßigkeit in der ganzen Welt berüchtigt, was ja auch aus dem alten Verslein hervorgeht, das Ihnen allen bekannt ist: „Ein toller Wolf in Polen fraß den Tischler samt dem Winkelmaß.“ Solch ein Winkelmaß ist gewöhnlich von Eisen, aber ein richtiger polnischer Wolf ver-

schlingt es in seinem Heißhunger nichtsdestoweniger, als wäre es eine Wurst.

Befagter riesenhafter Wolf kam also keuchend vor Bier und mit lechzender Zunge auf mich losgestürzt, und ich hatte, da ich nur einen kurzen Spaziergang machen wollte, weder mein Gewehr, noch meinen Hirschfänger bei mir. Die meisten Leute hätten in einem solchen Moment den Kopf verloren und demzufolge wohl auch ihr Leben. Ich will nun nicht behaupten, daß ich in diesem Augenblick der höchsten Gefahr ganz kühl geblieben wäre, denn ich befand mich, wie gesagt, in gänzlich unbewaffnetem Zustande; dennoch hatte ich noch so viel Urtheil und Überlegung, einzusehen, daß ich den Wolf nicht zum Zubeißen kommen lassen dürfe. Und so schob ich ihm denn mit Blichschnelle meine rechte Faust in den aufgerissenen Rachen und stieß dann, meiner Sicherheit wegen, immer weiter und weiter nach und brachte schließlich den ganzen Arm bis nahezu an die Schulter in den entseßlichen Schlund hinein.

Jetzt waren wir beide, der Wolf und ich, auf dem sogenannten toten Punkt angelangt. Was sollte ich nun weiter beginnen? Meine Lage war nichts weniger als angenehm. Denken Sie nur, meine Herren, Stirn an Stirn mit einem Wolfe! Wir äugelten einander nicht sehr liebevoll an. Hätte ich den Arm wieder zurückgezogen, so wäre mir die Bestie nur um so grimmiger zu Leibe gegangen, darüber konnte kein Zweifel bestehen, denn das las ich deutlich in ihren wutblitzenden Augen. Kurz entschlossen packte ich ihn beim Eingeweide, kehrte sein Inneres nach außen, genau so, wie man einen Strumpf oder einen Handschuh unwendet; dann schleuderte ich ihn von mir, ließ ihn liegen und setzte ruhig meinen Spaziergang fort.

Diese Prozedur hätte ich mit einem tollen Hunde, der

mich einige Zeit darauf in einer der engen Gassen von Petersburg anfallen wollte, freilich nicht vornehmen dürfen. Solchen Kötern soll man so weit als möglich aus dem Wege gehen, wenn man nicht in der Lage ist, sie niederzuschießen. Da reißt man aus, so schnell einen die Beine tragen wollen; das ist keine Schande, vielmehr ein Gebot der Klugheit. Ich rannte also aus Leibeskräften davon, und da mein schwerer Überrock mir dabei hinderlich war, zog ich ihn aus, warf ihn fort und erreichte, auf solche Weise erleichtert, auch bald mein Haus, dessen rettende Thür ich hinter mir zuschlug. Später ließ ich den Rock durch meinen Diener hereinholen und zu den anderen Kleidungsstücken in den Schrank hängen.

Am nächsten Vormittag — ich hatte gerade mein Frühstück beendet und saß mit qualmender Pfeife über meiner Zeitung — wurde ich durch ein lautes Geschrei im Vorzimmer erschreckt. Die Thür wurde aufgerissen und mein Johann stürzte mit kreidebleichem Gesicht zu mir herein. „Herr Baron!“ rief er, „ach mein Gott, Herr Baron, kommen Sie doch, Ihr Überrock ist toll!“

Ich ließ Pfeife und Zeitung fallen und war mit einem Satz draußen. Da fand ich denn alle meine Kleider wild umhergezerrt und zu Stücken zerrissen. In meinem Leben hätte ich so etwas nicht für möglich gehalten. Johann hatte recht, mein Überrock war toll geworden. Ich kam gerade noch selbst dazu, wie er über meine neue Galauniform — ich stand damals in dem Kürassierregiment Erbprinz Anton Ulrich von Braunschweig — herfiel und sie auf eine ganz unbarmherzige Weise zerschüttelte und umherzaufte.

Der Vorfall ist seltsam, aber erklärlich. Jener tolle Hund hatte den Rock gebissen, als er ihn auf der Gasse fand, und ihn mit dem Wutgift angesteckt.

Ich habe Ihnen hier einige Erlebnisse erzählt, bei denen ich in Lebensgefahr schwebte, jedoch immer noch mit genauer Not dem Tode entrann. Meine Rettung war jedesmal mehr oder weniger ein Zufall, den ich aber durch unerschütterlichen Mut und ebenso unerschütterliche Geistesgegenwart stets zu meinem Vorteil zu lenken gewußt hatte.

Diese beiden Eigenschaften dürfen weder dem Jäger, noch dem Seemann, noch dem Soldaten fehlen, wenn sie ganze Männer sein wollen. Der aber würde ein sehr unvorsichtiger und tadelnswerter Weidmann, Admiral und General sein, der sich allein auf den Zufall und sein gutes Glück verlassen wollte, ohne sich um die erforderlichen Hilfsmittel und Kunstfertigkeiten zu kümmern, noch sich mit denjenigen Werkzeugen zu versehen, die den guten Erfolg zu sichern vermögen.

Nun, meine Herren, einem solchen Tadel habe ich mich niemals ausgesetzt. Ich bin immer berühmt gewesen wegen meiner Umsicht und Kaltblütigkeit in jeder Gefahr und wegen der unerschöpflichen Hilfsquellen, die mir meine Klugheit auch in den verzweifeltsten Lagen erschloß. Ein Sprichwort sagt: Eigenlob stinkt; aber ich lobe mich nicht, ich gebe nur die Wahrheit kund, was ich auch tun würde, wenn dadurch ein schlechtes Licht auf mich fiel. Denn die Wahrheit über alles, das war von jeher mein Grundsatz und soll es auch bleiben.



## Sünstes Kapitel.

Eine unterbrochene Hühnerjagd. — Wunderbare Ausdauer eines Hundes. — Der Freiherr jagt einen achtbeinigen Hasen. — Sein Windspiel läuft sich die Beine ab. — Eine seltsame Hunde- und Hasengeschichte. — Der Freiherr als Schulreiter auf einem Teetisch.

**A**ber nicht nur wegen jener persönlichen Eigenschaften, deren ich soeben in aller Bescheidenheit gedacht habe, sondern auch wegen der hohen Vortrefflichkeit meiner Pferde, Hunde und Jagdgewehre bin ich unter meinen Mitmenschen zu Ansehen und Ruhm gekommen, und nicht mit Unrecht, denn es gehört viel dazu, Pferde, Hunde und Schußwaffen in rechter Weise zu behandeln und zu handhaben. Ich habe dies allezeit verstanden, und so kann ich mich wohl rühmen, in Forst, Wiese und Feld meines Namens Gedächtnis hinlänglich gestiftet zu haben.

Ich gehöre zwar nicht zu den Stall-, Jagd- und Hundes-Junkern, die von nichts anderem als ihren Pferde- und Hundeställen oder ihrer Gewehrkammer zu erzählen wissen, aber zwei von meinen Hunden zeichneten sich so hervorragend in meinen Diensten aus, daß ihnen ein Unrecht geschähe, wenn ich ihrer bei dieser Gelegenheit nicht lobend gedenken wollte.

Der eine war ein Hühnerhund, ein Hund, meine Herren — na, mit einem Wort, ein Juwel, ein Solitär von einem Hunde. Ich hatte ihn Solo genannt. Er war so unermüdblich, so aufmerksam, so vorsichtig, daß jeder, der ihn kennen lernte, mich darum beneidete. Ein russischer Fürst bot mir hundert Dukaten für das Tier, ich aber hätte es nicht für tausend weggegeben, das kann ich Ihnen versichern.

Solo war ebenso brauchbar bei Nacht wie bei Tage; des Nachts hing ich ihm einfach eine Laterne an den Schwanz, und nun jagte ich mit ihm so gut oder noch besser als bei hellem Sonnenschein.

Eines schönen Tages — es war kurze Zeit nach meiner



Verheiratung  
— unternahm  
ich mit meiner  
Frau eine  
Jagdpartie.  
Ich ritt voran,  
um etwas auf-  
zuspüren, und  
es dauerte auch  
gar nicht lange,  
da stand mein  
Solo vor einer  
Kette von ei-  
nigen hundert  
Hühnern. Ich  
verhielt mich  
ganz still und  
wartete auf  
das Heran-

kommen meiner Frau, die mit meinem Leutnant und einem Reitknecht gleich nach mir weggeritten war. Ich wartete und wartete, allein alles blieb still und niemand ließ sich hören oder sehen. Zuletzt wurde ich ungeduldig, wendete mein Pferd und ritt zurück. Schon hatte ich die Hälfte des Heimweges wieder hinter mir und noch keine Seele zu Gesicht gekriegt, da vernahm







ich auf einmal ein klägliches Hilfesgeschrei, ganz dumpf und wie aus weiter Ferne kommend, dann aber wieder, als wäre es ganz in der Nähe. Ich hielt mein Pferd an und schaute mich nach allen Seiten um, konnte jedoch nichts erspähnen.

Nun stieg ich ab und legte mein Ohr auf den Boden; da hörte ich das Jammergeschrei mit erschreckender Deutlichkeit. Die Hilferufenden befanden sich unter der Erde. Ich lauschte noch angestrongter und erkannte endlich genau die Stimme meiner Frau, die des Leutnants und die des Reitknechts.

Jetzt erinnerte ich mich, daß hier herum die Öffnung des Schachtes einer verlassenen Steinkohlengrube sein mußte, und es blieb mir leider kein Zweifel mehr, daß mein armes Weib und ihre Begleiter da hineingestürzt waren.

Ich allein konnte den Verunglückten keine Hilfe bringen, ich jagte daher in voller Karriere nach dem nächsten Dorfe, um Leute mit Seilen und andern Hilfsgeräten herbeizuholen. Die Rettungsarbeiten waren sehr mühselig und nahmen eine lange Zeit in Anspruch, denn der Schacht war nicht weniger als neunzig Klafter tief. Endlich wurden die Hinabgestürzten wieder zu Tage gefördert. Zuerst brachten die Leute den Reitknecht, dann sein Pferd, darauf den Leutnant, dann dessen Pferd, dann meine Frau und zuletzt deren türkischen Klepper.

Das Wunderbarste bei der Sache war, daß trotz dieses ungeheuren Sturzes weder Menschen noch Pferde nennenswerte Beschädigungen davongetragen hatten; meine Frau war allerdings infolge der ausgestandenen Angst halb tot.

Wie Sie sich denken können, war von einer Fortsetzung der Jagd nun nicht mehr die Rede; und da Sie, wie ich vermute, meinen Hund während dieser Erzählung vergessen haben, so

werden Sie mir es nicht übelnehmen, daß ich in der Aufregung auch nicht mehr an ihn dachte.

Am nächsten Morgen hatte ich eine dienstliche Reise anzutreten, von der ich erst nach vierzehn Tagen zurückkehrte. Ich fand meine Gemahlin zu meiner Freude munter und gesund; wir plauderten von dem Absturz in den Schacht und ihrer wunderbaren Rettung, und als sie den Wunsch aussprach, daß die nächste Jagd glücklicher verlaufen möge, da erinnerte ich mich meines Hundes. Wo war er? Wenn ich sonst heimkam, pflegte er mir stets fröhlich entgegen zu kommen und zum Gruß die Hand zu lecken — wo war der Hund? Niemand wußte es, niemand hatte sich um ihn bekümmert. Meine Frau und meine Leute hatten sämtlich geglaubt, er wäre mit mir gelaufen. Also seit vierzehn Tagen war der Hund nicht im Hause gewesen — wo mochte er stecken? Sollte ihm etwas zugestoßen sein? Hatte vielleicht einer meiner Neider das wertvolle Tier tödtlich erschossen? So etwas war zuweilen vorgekommen. Eine Angst besiel mich, denn ich liebte Solo wie man einen Freund liebt.

Da kam mir plötzlich der Gedanke: sollte der Hund wohl gar noch bei den Hühnern sein? Mein Herz fing an stürmisch zu pochen, und voll von Hoffnung und Furcht ergriff ich mein Gewehr, schwang mich in den Sattel und jagte so schnell das Pferd laufen konnte dem Orte zu, wo Solo damals vor den Hühnern gestanden hatte. Und, siehe da! zu meiner unsäglichen Freude stand der Hund noch da, stand noch auf derselben Stelle, meine Herren, wo ich ihn vor vierzehn Tagen verlassen hatte!

„Viel!“ rief ich ihm zu, und sogleich sprang er ein, die Hühner schwirrten auf und ich bekam auf einen Schuß fünf- und zwanzig Stück davon. Dann aber gewahrte ich voll Schrecken und größter Betrübnis, daß der arme Hund so ausgehungert

und hinfällig war, daß er nur mit Anstrengung zu mir herankriechen konnte. Es wäre ihm unmöglich gewesen, mir nach Hause zu folgen, ich nahm ihn daher zu mir auf den Gaul, genau so, wie ich später manch einen verwundeten Kameraden aus der Schlacht getragen habe. Denn ein lieber Kamerad war mir auch mein Solo, und Sie können sich denken, meine Herren, daß ich mich mit der größten Freude dieser Unbequemlichkeit unterzog.

Ich ließ ihm die beste Pflege angedeihen und hatte die Genugthuung, ihn schon nach wenigen Tagen wieder so stark und munter zu sehen, wie vor diesem Abenteuer, und zum Lohn machte er es mir einige Wochen später möglich, ein Rätsel aufzuklären, was mir ohne seine Hilfe wahrscheinlich ewig ungelöst und dunkel geblieben wäre.

Ich jagte nämlich zwei ganze, ausgeschlagene Tage hinter einem Hasen her, zwei Tage in unaufhörlicher Jagd, meine Herren, Sie mögen mir das nun glauben oder nicht; zwei Tage lang ritt ich in gestrecktem Galopp hinter einem lumpigen Hasen drein. Mein Solo brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. Es war um verrückt zu werden. Aber haben mußte ich ihn, das hatte ich mir in den Kopf gesetzt.

An Hexerei zu glauben, ist niemals meine Sache gewesen, dafür ist unsereiner zu aufgeklärt, und dazu habe ich auch zu viel außerordentliche Dinge erlebt; allein hier war ich doch mit meinem Latein am Ende und meine sieben Sinne gerieten durcheinander. Zwei Tage lang mit Hund und Pferd hinter einem Hasen her, das war doch zu unerhört.

Endlich aber kam mir Freund Lampe doch so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte, überschlug sich noch einmal und blieb dann liegen. Was meinen

Sie, was ich nun fand? Der Hase hatte acht Läufe, vier unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. So wahr ich hier vor



Ihnen sitze, meine Herren!

Waren die vier unteren Beine müde, dann warf er sich wie ein Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es auf den vier anderen Beinen, die sich inzwischen ausgeruht hatten, mit verstärkter Geschwindigkeit weiter.

Das war der erste und einzige Hase dieser Art, der mir zu Gesicht gekommen ist. Er wird auch wohl ein Unikum gewesen sein. Ich habe oft bedauert, daß ich mir das Fell nicht ausstopfen ließ, um das achtbeinige Tierchen gelegentlich vorzeigen zu können, denn wenn ich auch allenthalben als ein Mann von



peinlichster Wahrheitsliebe bekannt bin, so habe ich doch erleben müssen, daß diese Hasengeschichte hier und da angezweifelt wurde. Wie gesagt, es wäre besser, wenn ich den ausgestopften Beweis nötigenfalls vor versammeltem Jagdvolk auf den Tisch stellen könnte.

Ich hätte diesen wunderbaren Hasen nie geschossen, wenn mein Hund Solo nicht so schnell, so ausdauernd, so gewissenhaft, kurz, ein so über alles Lob erhabenes Tier gewesen wäre. Ich würde auch ihn ein Unikum nennen, wenn ich nicht noch ein Windspiel in meinem Besitz gehabt hätte, das ihm diesen Ehrentitel streitig machte.

Dieses Windspiel, eine Hündin mit Namen Diana, war das liebenswürdigste Geschöpf, das jemals in Hundegestalt herumgelaufen ist, dabei durchaus nicht schön. Ihre Schnelligkeit aber grenzte ans Wunderbare. Wie meinen Solo, so hatte ich auch meine Diana ins Herz geschlossen, und noch heute, lange nach ihrem Tode, denke ich mit Liebe und Rührung an sie. Sie lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienst, daß sie sich schließlich die Beine ablief — ja, meine Herren, bis dicht unterm Leibe ablief, so daß ich sie zuletzt nur noch als Teckel oder Dachshund verwenden konnte; und auch in dieser Eigenschaft hat sie mir noch manch liebes Jahr gedient.

Einmal, als sie noch Windspiel und langbeinig war, jagte ich mit ihr einen Hasen, der mir ungewöhnlich dick vorkam. Ich hatte sie eigentlich zu Hause lassen wollen, denn sie war mit Zungen trüchtig; aber sie bat und winselte so inständig, daß ich mich doch bewegen ließ, sie mitzunehmen. Hinterher tat mir das leid, denn in ihrem Jagdeifer wollte sie noch ebenso schnell laufen wie sonst, und sie raste auch dahin, daß ich ihr nur in sehr weiter Entfernung zu Pferde folgen konnte.

Auf einmal vernahm ich ein Gebell und Gecläff, als sei eine ganze Meute von Jagdhunden im Gange; die Laute waren aber so eigentümlich schwach und dünn, daß ich nicht wußte, was ich daraus machen sollte. Sie kamen aus der Gegend vor mir, und so trieb ich mein Pferd zu größerer Eile an. Denn wer durfte in meinem Revier jagen und noch dazu mit einer ganzen Meute?

Als ich näher kam, da wußte ich nicht, ob ich meinen Augen noch trauen durfte, denn es gab ein geradezu himmelblaues Wunder zu sehen. Der dicke Hase war eine Häsfin gewesen und die hatte im Laufen gesetzt, und gleichzeitig hatte meine Hündin auch Junge geworfen. Zufällig waren nun ebenso viele junge Häslein wie junge Hunde vorhanden. Die Häslein machten sich instinktmäßig sogleich auf die Flucht, und ebenso instinktmäßig jagten die Hündlein ihnen nach, jedes Hündlein hinter seinem Häslein, das es dann auch pflichtgemäß einsing und mir vor-schriftsmäßig apportierte, was ein ganz allerliebster Anblick war. Mit einem Hasen und einem Hunde hatte ich die Jagd angefangen, und als ich heimzog, war ich glücklicher Besitzer von sechs Hunden und sechs Hasen.

Bei der Erinnerung an meine Diana kommt mir auch ein Pferd ins Gedächtnis, das mir nicht weniger wert und teuer gewesen ist, als jene. Es war einer von den feurigen, unverwüßlichen Litauern, die nicht mit Geld zu bezahlen sind. Ich kam zu dem Pferde durch einen jener glücklichen Zufälle, die von jeher in meinem Leben eine so große Rolle gespielt haben; dabei hatte ich zugleich Gelegenheit, meine Reitkunst zu zeigen und damit nicht geringen Ruhm zu erwerben.

Ich war nämlich von dem Grafen Prjobjofsky eingeladen worden, ihn auf seinem prächtigen Landsitz zu besuchen. Hier



Münchhausen.



saß ich eines Tages mit den Damen des Hauses im Staatszimmer beim Tee; die Herren hatten sich in den Schloßhof begeben, um ein junges Pferd von edlem Geblüt zu besichtigen, das soeben aus dem Gestüt des Grafen eingetroffen war. Wir unterhielten uns aufs beste, bis wir plötzlich durch einen von draußen kommenden Rotschrei unterbrochen und erschreckt wurden. Ich eilte die Stufen hinab und in den Hof und fand hier das von mehreren Stallknechten gehaltene Pferd so wild und unbändig, daß keiner der Herren sich ihm zu nähern, viel weniger es zu besteigen wagte. Und es waren da sehr tüchtige und erprobte Reiter anwesend.

Ich aber besann mich keinen Augenblick, nahm einen kurzen Anlauf und saß mit einem einzigen Sprunge auf dem Rücken des widerhaarigen Gauls. Das zornige Tier machte Seitensprünge, bockte, schlug aus, es half ihm aber alles nichts; durch meine überlegene Kraft und Reitkunst hatte ich es bald eingeschüchtert und zu unbedingtem Gehorsam gezwungen. Das vorher so wilde und unzählbare Geschöpf war lammsfromm geworden.

Um den Damen dies zu zeigen und ihnen jede Besorgnis zu nehmen, setzte ich mit dem Pferde in elegantem Sprunge durch eins der offenen Fenster in das Staatszimmer hinein, ritt hier einigemal rings herum, bald im Schritt, bald im Trab, bald im Galopp und krönte diese Darstellung sehr wirkungsvoll dadurch, daß ich auf den Teetisch setzte und hier, zwar nur im kleinen, aber doch sehr genau und zierlich, meinen Litauer die ganze hohe Schule durchmachen ließ, was die Damen mit Bewunderung und freudigem Staunen erfüllte. Das Kößlein benahm sich so klug und geschickt, daß keine Kanne, keine Tasse, keine Schale zerbrach.

Wie hoch ich dadurch in der Gunst der Damen stieg, das können Sie sich denken, der Graf aber bat mich mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, das junge Pferd als Geschenk von ihm anzunehmen und auf ihm in dem Feldzuge gegen die Türken, der in kurzem unter der Anführung des Grafen Münnich eröffnet werden sollte, auf Sieg und Eroberung auszureiten.

Ich nahm dieses Geschenk als ein gutes Vorzeichen für den bevorstehenden Krieg dankbar an. Eine willkommener Gabe hätte mir gar nicht gereicht werden können. Das litauische Roß, in dem sich, dank meiner guten Behandlung, die Eigenschaften eines Bucephalus mit denen eines Lammes jetzt verschmolzen, würde, so vertraute ich, mich nicht nur sicher durch alle Fährlichkeiten tragen, es mußte mich auch allezeit an die Pflichten eines guten Soldaten und an die erstaunlichen Taten erinnern, die Alexander der Große, weiland Herr des Bucephalus, einst im Felde verrichtet hatte.



## Sechstes Kapitel.

Wie der Freiherr gegen die Türken kämpft. — Warum des Freiherrn Pferd so unersättlich Wasser trank. — Lorbeern für Roß und Reiter.

**S**ir rückten also gegen die Türken aus. Es handelte sich nicht zum wenigsten darum, die Ehre der russischen Waffen, die in dem Feldzuge unter Zar Peter am Pruth ein wenig fadenscheinig geworden war, wieder aufzufrischen. General Münnich war ganz der Mann für diese Aufgabe; er führte uns von Sieg zu Siegen, von denen viele allerdings mit großer Mühe und



unter vielem Blutvergießen erkämpft werden mußten. Genug, die russische Armee bedeckte sich diesmal, der Abwechslung wegen, mit Ruhm. Dabei habe auch ich das meinige getan. Untergebene müssen zwar immer bescheiden sein und den Kriegsrühm den obersten Befehlshabern überlassen, obgleich diese nur selten direkt vor den Feind kommen und sich die Sache meist aus sicherer Entfernung mit ansehen. Noch verkehrter ist, was gar häufig geschieht, die gewonnenen Schlachten den Königen und Königinnen in Rechnung zu bringen, die niemals anderes Pulver als das bei Manövern verpuffte gerochen, nie außer ihren Lustlagern ein Schlachtfeld, noch außer ihren Wachtparaden ein Heer in Schlachtordnung erblickten.

Ich bin mir bewußt, in allen Gefechten, auf allen Zügen und Streifen meine Schuldigkeit getan zu haben. Man hatte mir das Kommando über ein Korps Husaren gegeben, mit dem Auftrage, damit nach eigenem Gutdünken allerlei Expeditionen gegen den Feind auszuführen. Die Erfolge, die ich mit meinen braven Leuten errang, kann ich sicherlich mit vollem Recht auf meine eigene Rechnung sowie auf die meiner Gefährten schreiben, die ich zu Sieg und Eroberung führte.

Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich des großen Tages von Dzakow. Da hatte ich den Vortrab gegen den Feind zu führen, der aus der Festung in gewaltigen Scharen hervorgebrochen war, um uns im freien Felde die Spitze zu bieten. Zu schillern, wie geschickt ich meine Husaren rechts und links ausschwärmen ließ und sie anwies, durch Erregung möglichst vielen Staubes ihre geringe Anzahl zu verschleiern und den Feind glauben zu machen, das Korps wäre mindestens zehnmal so stark, das würde hier zu weit führen. Genug, meine List gelang, und als ich mit meinem Zentrum unter fürchter-

lichem Hurrageschrei auf die Hauptmacht der Türken lossprenge, da verstummte ihr Mahgebrüll, und von panischem Schrecken ergriffen, wendete ihr ganzes Heer sich zur Flucht. Wir richteten ein unbeschreibliches Blutbad unter diesen Ungläubigen an und jagten sie nicht nur in ihre Festung Dczakow zurück, sondern durch den ganzen Ort hindurch und jenseits wieder zum Loche hinaus.

Da ich natürlich auf meinem Schnellläufer von Litauer allen voran gewesen war, so konnte ich mit Muße zusehen, wie die letzten der Flüchtlinge sich durch das Tor drängten und endlich draußen meinen Blicken entschwanden. Ich hielt auf dem Marktplatz und wollte nun nach dieser glorreichen Waffentat zum Sammeln blasen lassen. Aber vergeblich schaute ich mich nach einem Trompeter um — weder ein solcher, noch irgend ein anderer von meinen Husaren war auf dem weiten öden Marktplatz zu sehen. Ich beruhigte mich mit dem Gedanken, daß sie wohl in den anderen Straßen versprengten Feinden nachjagten und jedenfalls bald bei mir erscheinen würden.

Da mein Pferd Durst haben mußte, ritt ich an das große mit sprudelndem Wasser gefüllte Brunnenbecken heran, das mitten auf dem Platz befindlich war. Gierig steckte das Tier das Maul ins Wasser und soff und soff und soff. Es hörte gar nicht auf mit Saufen.

„Du hast Durst, mein Junge,“ sagte ich zu ihm und klopfte ihm den Hals. „Trink nur, es ist Wasser genug da.“

Dann sah ich mich wieder nach meinen Leuten um, und was gewahrte ich da, meine Herren? Ich saß auf einem halben Pferde! Der ganze hintere Teil des armen Tieres, Kreuz, Hinterfüße, Schwanz — alles war fort, wie abgeschnitten! Und so lief denn hinten das Wasser ebenso wieder heraus, wie es vorn hineingekommen war, ohne daß es dem Gaul zugute kam oder ihn erfrischte.





Wie das zugegangen sein mochte, erschien mir völlig räthelhaft; ich saß mit nach hinten gewendetem Kopfe wie erstarrt und sah und hörte zu, wie das Wasser auf das Steinpflaster niederplätscherte, denn das Pferd trank unaufhörlich.

Endlich kam mein Reitknecht angejagt, wünschte mir Glück zu meiner Errettung und berichtete mir folgendes als Augenzeuge: Als ich mit dem Knäuel der fliehenden Türken in das Festungstor eingedrungen wäre, habe man plötzlich das Schutzgatter fallen lassen, und dadurch wäre die hintere Hälfte meines Pferdes glatt abgeschlagen worden. Ich hätte augenscheinlich in meiner Kampfes- hitze davon nicht das mindeste gemerkt, was auch richtig war. Zunächst hätte nun der Hinterteil meines Litauers unter den wie blind und toll gegen das Thor andrängenden Feinden durch beständiges Ausschlagen die fürchterlichste Verheerung angerichtet, dann wäre er siegreich nach einer nahegelegenen grünen Weide hingewandert, woselbst ich ihn wahrscheinlich finden würde.

Ich drehte sogleich um, und in einem unbegreiflich schnellen Galopp brachte mich mein zweibeiniges Pferd nach jener Weide, wo ich auch wirklich zu meiner großen Freude die andere Hälfte sich munter mit einer Anzahl anderer Pferde herumtummeln sah: sie jagten einander, balgten und wälzten sich, kurz, sie belustigten sich, wie junge und kräftige Vollblüter sich auf üppigen Weiden zu belustigen pflegen, und mein halber Litauer war der Übermüthigste von allen.

Da ich so unwiderlegliche Beweise dafür hatte, daß in beiden Hälften meines Pferdes noch eine Fülle von Leben war, ließ ich sogleich unseren Kurtschmied rufen. Dieser besann sich nicht lange, sondern nähte mit dünnen, langen Lorbeerschößlingen, die gerade bei der Hand waren, beide Teile sorgsam und sauber wieder aneinander. Die Wunde heilte glücklich zu, und dann

begab sich etwas, was nur einem so ruhmvollen Pferde begegnen konnte. Die Lorbeerschößlinge schlugen nämlich Wurzel in seinem Leibe, wuchsen empor, verzweigten sich und wölbten eine Laube über meinem Sitze, so daß ich nachher manchen ehrlichen Ritt im Schatten meiner sowohl als meines Streitrosses wohlverdienten Lorbeeren tun konnte.



### Siebentes Kapitel.

Warum der Freiherr seinen Arm festbinden muß. — Er reitet auf Kanonenkugeln. — Er vollführt ein Reiterstückchen. — Er zieht sich und sein Pferd am Zopfe aus einem Sumpf.

**S** ist nicht meine Art, von meinen kriegerischen Heldentaten groß Aufhebens zu machen, und so will ich von dem Türkenfeldzug hiermit genug erzählt haben. Nur einer kleinen Ungelegenheit, die sich daran knüpfte, will ich noch beiläufig erwähnen.

Ein Offizier hat vor allen Dingen im Felde seinen untergebenen Mannschaften in jeder Hinsicht ein leuchtendes Vorbild zu sein; ich hatte daher, eingedenk dieser Pflicht, in allen Gefechten und auch bei der geschilderten Affäre von Dzakow so heftig, so lange und so unermüdet auf den Feind losgehauen, daß mein rechter Arm dadurch endlich in eine unwillkürliche Bewegung des Hauern geraten war und diese Bewegung auch noch beibehielt, als mir längst schon keine Feinde mehr gegenüberstanden. Um mich nun nicht selber oder meine Leute, die mir zu nahe kamen, für nichts und wieder nichts zu



prügeln, und da mir außerdem das rastlose Auf- und Niederschwingen des Armes auf die Dauer lästig wurde, so sah ich mich gezwungen, den Arm zu fesseln und ihn etwa acht Tage lang in einer Binde zu tragen, gerade so, als hätte er eine Blessur davongetragen.

Ähnliches ist anderen Leuten schon vordem passiert, meine Herren, Sie brauchen daher nicht so bedenklich dreinzuschauen. Ein italienischer Dichter, ich glaube, es ist Ariosto, erzählt von einem seiner Helden in vollem Ernste, er sei in der Hitze des Gefechts gar nicht gewahr geworden, daß er tot sei, und habe immer noch fortgefochten, bis der Kampf zu Ende war. Dann erst habe er Gelegenheit gefunden, sich darauf zu besinnen, daß ihm bereits einige Zeit zuvor der Schädel von einer Streitaxt gespalten und das Herz von einem Speer durchbohrt worden sei, worauf er sich hinstreckte und nicht mehr rührte.

Ein Feldzugsstückchen muß ich Ihnen noch mitteilen, meine Herren; merkwürdig, es fällt einem ordentlich schwer, sich von solchen Erinnerungen loszumachen. Das Stückchen wird Ihnen ein wenig fabelhaft klingen; einem Manne aber, der einen Gaul wie mein Litauer war, zu reiten vermochte, können Sie auch wohl noch andere Voltigier- und Reiterkünste zutrauen.

Es war nämlich bei einer Belagerung; den Namen der Festung habe ich vergessen. Wir hatten das Nest schon seit Wochen eingeschlossen und erwarteten ungeduldig die Übergabe. Am ungeduldigsten zeigte sich unser Feldmarschall, der außerdem gar zu gern erfahren hätte, wie die Verhältnisse innerhalb der Festung stünden. Einen Kundschafter hineinzuschicken, daran war kaum zu denken, da es äußerst schwer, ja fast unmöglich erschien, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke einen Weg zu finden; auch war kein geeigneter Mensch vorhanden, von dem

man die glückliche Durchführung eines solchen Unternehmens hätte erwarten können.

Was? werden Sie erstaunt fragen, wie konnte es an solch einem tüchtigen Kerl fehlen, wenn doch der Münchhausen da war? Der Mann, der niemals Schwierigkeiten gekannt hat, für den Unmöglichkeiten nicht existieren?

Und mit dieser Frage treffen Sie ins Schwarze, meine Herren. Gefäßelt von Dienstfeiser und Tollkühnheit, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben gegen die Festung abgefeuert wurde, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineinragen zu lassen. Als ich aber in fliegendem Saus halbwegs durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe.

„Hm, Bruder Münchhausen,“ sagte ich zu mir selber, „bist du hier nicht ein bißchen vorschnell und unüberlegt gewesen? Hinein kommst du nun wohl, allein wie werden die Türken da drinnen den Spaß verstehen? Werden Sie sich freuen, deine Bekanntschaft zu machen? Und wenn sie unangenehm werden sollten, wie kommst du dann mit heiler Haut sogleich wieder aus der Mäusefalle heraus? Es wäre den Muselmännern eigentlich gar nicht übel zu nehmen, wenn sie dich für einen Spion hielten, der du ja eigentlich auch bist, und nach Kriegsrecht an den nächsten Galgen hingen. Dann hätte dein rühmvolleres Leben mit eins ein Ende und du wärest nicht einmal auf dem Bette der Ehre gestorben.“

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die günstige Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit von mir vorüber nach unserem Lager flog, sprang von der meinigen auf diese hinüber

und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

Ja, meine Herren, im Springen habe ich immer etwas los gehabt, und daselbe kann ich auch von meinem Pferde sagen. Da war kein Graben zu breit und kein Zaun zu hoch, kein Hinderniß hielt mich ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Eines Tages jagte ich hinter einem Hasen her, der querfeldein über eine Heerstraße lief. In demselben Augenblick kam eine Kutsche daher, in der zwei vornehme Damen saßen, und fuhr gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne anzustoßen mitten durch die Kutsche hindurch, deren Fenster herabgelassen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen und die Damen wegen dieser Freiheit untertänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein andermal sah ich auf einem Ritt durch den Wald unerwartet einen mit Binsen bewachsenen Morast vor mir. Da ich keinen Umweg machen wollte, trieb ich den Gaul zum Sprunge an, aber schwebend in der Luft wendete ich wieder um und dorthin zurück, woher ich gekommen war, um einen neuen und größeren Anfaß zu nehmen, da ich noch rechtzeitig gesehen hatte, daß der Morast viel breiter war, als ich zuerst angenommen hatte. Gleichwohl sprang ich auch zum zweitenmal noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den schlammigen Sumpf hinein. Das angstvoll schnaubende und arbeitende Pferd sank zusehends tiefer und tiefer, und so hätten wir hier beide unser Leben lassen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes uns gerettet hätte. Denn mit größter Kaltblütigkeit faßte ich mich selbst beim Bopse und hob mich mit samt dem Pferde, das ich fest zwischen meine Kniee schloß, aus dem Moraste heraus und aufs trockene.

## Achtes Kapitel.

Der Freiherr gerät in türkische Sklaverei. — Die Biene und die Bären. — Wie der Freiherr auf den Mond stieg. — Wie er einen Bären mit einer Wagendeichsel fing. — Er wird ausgeliefert, nimmt seinen Abschied und verläßt Rußland. — Wie die Sonne Frostschaden erlitt. — Des Freiherrn Geistesgegenwart im Hohlweg. — Das Konzert des Posthorns.

**A**ber, meine Herren, niemand kann seinem Schicksal entgehen, das ist eine unumstößliche Wahrheit. Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ging es mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsch. In einem hitzigen Gefecht hatte ich sogar das Unglück, durch eine ungeheure Übermacht überwältigt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Man schleppte mich fort und verkaufte mich in die Sklaverei, wie das bei den Muselmännern Gebrauch und Sitte ist.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie mir zu Mute war, als ich, der bisher freie und unabhängige Kavalier, mich nun als willenloser Knecht den Befehlen der Sklaventreiber fügen mußte. Mein Tagewerk war nicht sowohl hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich jeden Morgen die Bienen des Sultans auf die Weide treiben, sie daselbst den ganzen Tag lang hüten und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke bringen.

Eines Tages vermißte ich eine Biene; ich lief nach der Weide zurück und sah hier, daß zwei Bären das arme Insekt angefallen hatten und es zerreißen wollten, um sich des Honigs zu bemächtigen, den es gesammelt hatte und bei sich trug. Es war meine Pflicht als guter Hirte, der meinem Schutze befohlenen Biene beizuspringen. Da ich aber nichts anderes Waffenähnliches

bei mir trug, als die kleine silberne Art, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Bären, in der Absicht, sie von ihrem Opfer wegzuschleichen. Der Biene rettete ich dadurch auch das Leben, denn ich sah sie fröhlich und unverletzt nach dem Stocke summen; allein meine silberne Art war durch einen verkehrten und allzu starken Schwung meines Armes in die Höhe geflogen und hatte auch nicht zu fliegen aufgehört, bis sie auf dem Monde anlangte, wo sie niederfiel.

Das war fatal. Wie sollte ich sie nun wiederriegen? Haben mußte ich sie, denn ab und zu mußten wir unsere Ärte vorzeigen, ob sie noch da waren, und dann wehe dem, der nicht damit antreten konnte. Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Sogleich pflanzte ich solch eine Bohne. Sie ging auf, wuchs und wuchs und rankte sich an einem von den Hörnern des Mondes fest. Ohne Zögern kletterte ich nun diese natürliche Leiter hinan und erreichte auch glücklich mein Ziel, den lieben Mond.

Allein hier war das Suchen nach der Art keineswegs leicht, galt es doch, einen silbernen Gegenstand an einem Orte wiederzufinden, wo alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzen. Ich fand sie aber endlich doch auf einem Haufen Spreu und Häcksel.

Jetzt wollte ich wieder zur Mutter Erde hinunterklettern, allein die große Sonnenhitze hatte unterdessen meine Bohnenranke ganz ausgedörret und vertrocknet, so daß ich sie nicht mehr zum Abstieg benutzen konnte. Was nun? Ja, meine Herren, man muß sich in allen Lebenslagen zu helfen wissen, selbst oben auf dem Monde. Wozu lag denn der Häckselhaufen

da? Häcksel ist bekanntlich kurzgeschchnittenes Stroh. Daraus flocht ich mir ein Strohseil, so lang es der Häcksel hergeben wollte; dann band ich es an eins der Mondhörner und ließ



mich daran hinab. Das Seil war, wie ich vorausgesehen hatte, nicht lang genug; alleindafür gab es Abhilfe. Als ich das Ende erreicht hatte, hieb ich das Stück über mir mit meiner silbernen Art ab und knüpfte es unten wieder an, und das wiederholte ich so oft es nötig war. So ging die Sache ganz gut, bis das Strohseil durch das fortwährende Abhauen

und Anknüpfen locker und mürbe wurde. Was ich fürchtete, trat ein. Ich mochte noch einige Meilen weit von des Sultans Landgut droben in den Wolken entfernt sein, da riß das Seil und ich stürzte hinunter auf die Erde und zwar mit solcher Gewalt, daß ich ein über neun Klafter tiefes Loch in den



Boden hineinschlug. Lange lag ich ohne Besinnung, endlich aber erholte ich mich wieder, wußte nun jedoch nicht, wie ich aus dieser Grube herauskommen sollte. Allein, was tut nicht die Not? Ich kratzte mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, was ihnen naturgemäß eine bedeutende Stärke und Härte verlieh, eine Art von Treppe in das Erdbreich und stieg darauf glücklich und wohlbehalten wieder ans Tageslicht empor. Sie werden nun meinen, daß ich mich bei dem Graben der Treppenstufen meiner silbernen Art hätte bedienen können, wodurch mir viel Mühe erspart worden wäre. So schlau war ich auch, meine Herren, allein zu solchen Arbeiten war uns die Art nicht verliehen, sie war nichts als ein Ehrenabzeichen, und wenn wir sie beim Appell vorzuzeigen hatten dann durfte nicht das geringste Untüchtchen, nicht die kleinste Schramme darauf sein, sonst wurden wir mit der Bastonade bestraft, und solch einer entehrenden Behandlung durfte ich mich als kaiserlich russischer Rittmeister nicht aussetzen.

Da die Bären nicht abließen, um meine Bienenstöcke herumzustreichen und nach dem Honig zu schnüffeln, beschloß ich, ein warnendes Exempel zu statuieren. Ich zog einen Ackerwagen in die Nähe des Bienenschauers, bestrich die Deichsel von vorn bis hinten dick mit Honig und legte mich dann in der Nacht auf die Lauer. Mein Plan bewährte sich vortrefflich. Es währte gar nicht lange, da kam ein ungeheurer Bär, herbeigelockt durch den Duft des Honigs, eiligen Schrittes, küstern und schon im Vorgeschnack mit der Zunge schnalzend daher und fing ohne weiteres mit großem Behagen an, die Deichsel zu belecken. Zuerst leckte er die Spitze ab, dann leckte er gierig weiter und weiter, und da beim Essen bekanntlich der Appetit kommt, so leckte er die Deichsel in sich hinein. Er leckte sie durch Schlund,

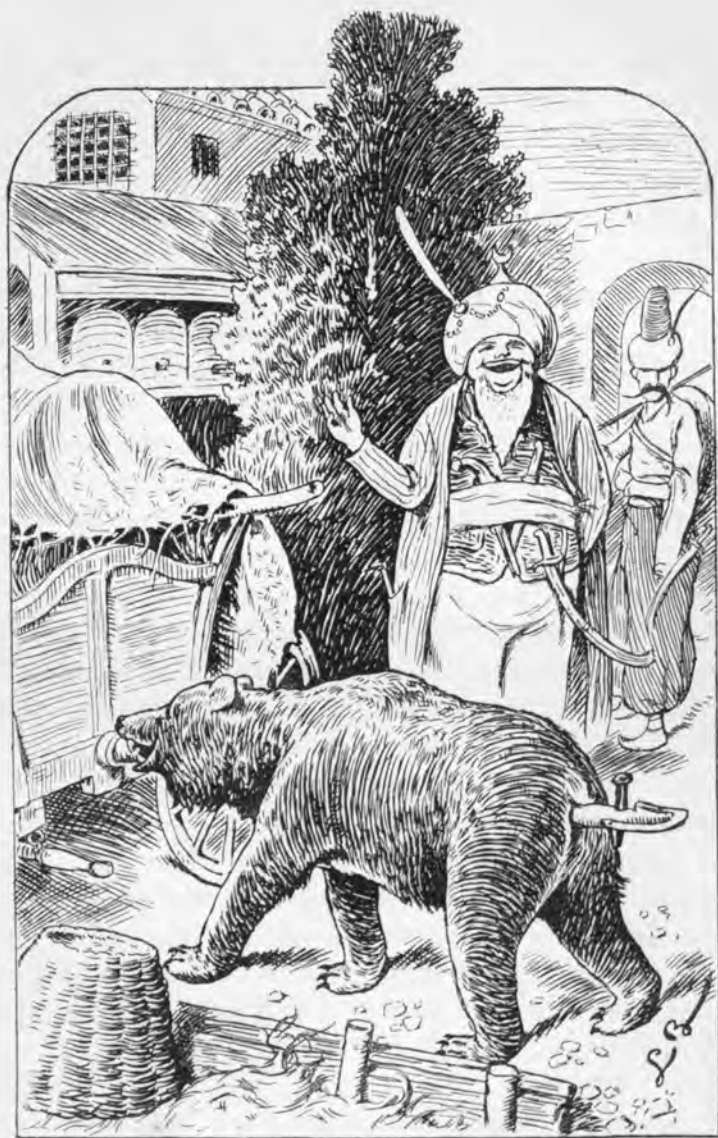
Magen und Bauch und leckte so lange, bis die Spitze hinten wieder herauskam. Als er dies nun so nett und ganz nach meinem Willen besorgt hatte, lief ich herzu und steckte durch das Loch am Vorderende der Deichsel einen langen Pflock und verwehrte auf diese Weise dem Mäsker den Rückzug. Darauf ging ich ruhig schlafen.

Am nächsten Morgen spazierte zufällig der Sultan am Bienenschauer vorbei. „Das Stückchen kann nur der Münchhausen ausgeübt haben!“ rief er, als er den Bären auf der Deichsel gewahrte, und dabei lachte er, daß ihm der Bauch wackelte.

Kurze Zeit darauf schlossen die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebst anderen Kriegsgefangenen wieder nach Petersburg ausgeliefert. Obgleich mir der Zar wegen meiner im Feldzuge bei jeder Gelegenheit bewiesenen glänzenden Feldherrntalente die verlockendsten Anerbietungen machte, zog ich es doch vor, meinen Abschied zu nehmen und Rußland den Rücken zu kehren.

Es herrschte damals in ganz Europa ein so außerordentlich strenger Winter, daß die Sonne infolge der ganz unerhörten Kälte eine Art von Frostschaden erlitten haben muß, von dem sie sich bis auf den heutigen Tag nicht wieder erholt hat. Es dürfte dies die einfachste Erklärung für die sogenannten Sonnenflecken sein, über deren Entstehung sich die Gelehrten neuerdings so beharrlich die Köpfe zerbrecchen. Es geht eben alles ganz natürlich zu, meine Herren.

Mein Litauer war mir in der Türkei abhanden gekommen, und so mußte ich mich bequemen, in der Postkutsche zu reisen. Eines Tages fuhren wir in einem engen und tiefen Hohlwege entlang, und damit wir uns nicht etwa gegen einen entgegenkommenden Wagen festführen, riet ich dem Postillon, mit seinem





Horn ab und zu ein Zeichen zu geben. Der Mann setzte das Horn an den Mund und blies hinein, bis ihm fast die Backen plagten, brachte jedoch nicht einen einzigen Ton heraus. Erstaut sahen wir einander an.

„Streng' die Lunge an, Schwager,“ sagte ich. „Hast ja sonst so schön geblasen.“

Aber soviel ich auch zuredete und wie mächtig sich der Postillon auch anstrengte, das Horn blieb stumm. Das war nicht nur unerklärlich, sondern auch die Ursache einer unangenehmen Affäre, denn es währte nicht lange, da kam aus der anderen Richtung eine Reiskutsche daher, und so saßen wir denn fest, denn keiner konnte an dem andern vorbeigelangen. Wenn wir nicht bis zum jüngsten Tage in diesem Hohlweg stecken bleiben wollten, dann mußte etwas geschehen.

Meine Geistesgegenwart ließ mich nicht im Stich. Ich stieg aus, strängte die Pferde ab, nahm die ganze Postkutsche, wie sie da stand, auf den Rücken und sprang damit über die Dornhecke und die etwa neun Fuß hohe Böschung hinauf und landete wohlbehalten auf dem daneben gelegenen Felde. Es war das keine Kleinigkeit, meine Herren! Als die fremde Kutsche nun vorbeigefahren war, sprang ich zurück in den Hohlweg, nahm unter jeden Arm ein Pferd und machte den Sprung noch zweimal, da wir vierspännig fuhren. Eins der Pferde, ein vierjähriges und sehr mutiges Tier, sträubte sich heftig gegen diese Behandlung und schlug fortwährend so ungestüm aus, daß ich mich endlich genötigt sah, kurzen Prozeß zu machen und seine Hinterbeine in meine Rocktasche zu stecken. Da mußte es sich geben.

Später in der Herberge erholten wir uns wieder von diesem Abenteuer. Ich streckte mich behaglich beim warmen

Herbfeuer auf die Bank und der Postillon tat ein gleiches, nachdem er zuvor sein Posthorn an einen neben dem Herde befindlichen Nagel gehängt hatte.

Und nun, meine Herren, geschah etwas höchst Merkwürdiges. Ich wollte eben ein wenig einnicken, als plötzlich ein lautes Horngeschmetter in meine Ohren gellte

„Tereng! Schnetterengteng! Tereng! Terengteng!“

Ich fuhr empor, auch der Postillon richtete sich auf, und erstaunt schauten wir uns an. Die Töne kamen aus dem an der Wand hängenden Horn!

„Aha!“ sagte ich. „Also darum!“ Denn nun wußte ich, warum der Postillon vorhin in dem Hohlwege keinen Ton aus seinem Instrument herauszukriegen vermocht hatte. Bei dem strengen Frost waren sämtliche Töne in dem Horn einfach festgefroren, und jetzt, in der Wärme, tauten sie wieder auf und kamen hell und laut, wie es sich gehörte, zum Vorschein. Und das dauerte eine ganze Weile, denn der Postillon, ein Musikant erster Klasse, hatte in jenem Hohlwege eine Fülle der herrlichsten Modulationen in das stumme Horn hineingeblasen, und so erfreuten wir uns jetzt eines hübschen Konzertes, ohne daß jemand das Instrument anzurühren brauchte. Das Horn brachte unter anderem den preussischen Marsch zu Gehör, dann „Ohne Lieb' und ohne Wein, was wär unser Leben?“ — „Als ich auf meiner Bleiche“ — „Gestern abend war Vetter Michel da“ — „Ach du lieber Augustin“ und noch eine Reihe anderer Stücke, und alle in höchster Vollendung. Den Beschluß machte der schöne Gesang „Nun ruhen alle Wälder“.

Auf diese nicht unangenehme Weise endeten meine russischen Abenteuer, die, was niemand bestreiten wird, sämtlich einzig in ihrer Art dastehen.



Es gibt Reisende, die sich zuweilen zu allerlei Stunereien fortreißen lassen und dann mehr erzählen, als mit der strengen Wahrheit in Einklang gebracht werden kann. Wenn die Zuhörer oder die Leser dann geneigt sind, Zweifel an der Richtigkeit der Sache zu hegen, so ist das kein Wunder. Sollten aber einige der Gesellschaft an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln, so muß ich sie wegen ihres Mangels an Vertrauen nicht nur herzlich bemitleiden, sondern sie auch ersuchen, sich lieber zu entfernen, damit sie beim Anhören dessen, was ich demnächst berichten werde, nicht in noch größere Ungläubigkeit geraten; denn meine Abenteuer zur See sind noch viel wunderbarer als die zu Lande, trotzdem aber ebenso wahr und authentisch wie jene.



Zweiter Teil.

Des Freiherrn von Münchhausen  
Seerebentener.

---

Neuntes Kapitel.

Wie der Freiherr seine erste Seereise unternimmt. — Erstaunliche Wirkungen eines Orkans. — Wie er im Urwalde auf Ceylon eine schreckliche Gefahr besteht.

So weit ich zurückdenken kann, also schon in meiner frühesten Jugend, lebte in meinem Herzen die Sehnsucht, zu erfahren, wie es außerhalb der engen Grenzen meiner Heimat zugeht, weite Reisen zu machen und so viel als möglich von der Welt zu sehen. Diese Sehnsucht wuchs mit den Jahren, und da mein Vater, der selbst viel gereist war, uns manchen Winterabend durch die Erzählung seiner Erlebnisse und Abenteuer verkürzte, von denen ich Ihnen vielleicht in der Folge noch einige mittheilen werde, so habe ich wohl nicht unrecht, wenn ich jene Neigung nicht nur für angeboren, sondern auch für anerzogen halte.

So lag ich denn bei jeder Gelegenheit meinen Eltern in den Ohren, mich reisen zu lassen. Gelang es mir auch einmal, meinen Vater zu einer halben Einwilligung zu bewegen, so verhielten sich Mutter und Tante um so ablehnender und in wenigen

Augenblicken war alles, was ich auf der einen Seite durch die überlegtesten Angriffe gewonnen hatte, auf der anderen wieder verloren.

Eines Tages aber wendete sich alles zu meinen Gunsten. Es fügte sich, daß ein Verwandter uns besuchte, und kaum hatte ich diesem braven Manne meines Herzens Wunsch und Sehnen entdeckt, da versprach er mir, alles aufzubieten, um mir eine Reise in die weite Welt zu ermöglichen. Seine Beredsamkeit war wirksamer als die meine, und meine Eltern willigten endlich ein, mich mit ihm nach der Insel Ceylon reisen zu lassen, wo sein Onkel lange Zeit Gouverneur gewesen war.

Voll von überschwenglicher Freude folgte ich ihm nach Amsterdam; hier erhielt er wichtige Aufträge der Generalstaaten von Holland, und dann gingen wir nach dem Indischen Ozean unter Segel.

Die Fahrt verlief, einen gewaltigen Sturm ausgenommen, ohne bemerkenswerte Ereignisse. Dieses Sturmes aber muß ich mit einigen Worten gedenken. Wir hatten gerade eine Insel angelaufen, um frisches Wasser und Brennholz an Bord zu schaffen, und waren in der besten Arbeit, als es plötzlich so fürchterlich zu wehen begann, daß eine große Menge der dicksten und höchsten Bäume mit den Wurzeln ausgerissen und weit durch die Luft davongetragen wurden. Obgleich nun viele dieser Riesenbäume sicherlich mehrere hundert Zentner Gewicht hatten, so konnte man sie dennoch, als sie wenigstens fünf Meilen hoch über dem Lande dahinstrichen, für kleine Vogelfedern halten, wie sie bisweilen in der Luft umherfliegen.

Und nun kommt das Seltsame: Als der Orkan sich legte, fiel jeder Baum senkrecht wieder herab und genau in sein altes Loch, wo er sogleich wieder Wurzel schlug. Ein einziger, der

größte, machte eine Ausnahme. Und das kam so. Als er durch den Wirbelsturm aus dem Boden gerissen wurde, saß gerade ein Mann mit seiner Frau in seiner Krone, um dort Gurken zu pflücken, denn in dieser Gegend wachsen die Gurken auf den Bäumen. Die braven Leute mußten volens volens die Luftfahrt mitmachen, bewirkten aber durch ihre Schwere, daß der Baum beim Niederfallen nicht nur von der geraden Richtung abwich, sondern auch in horizontaler Lage herunterkam.

Als der Sturm losbrach, waren sämtliche Bewohner der Inseln aus ihren Wohnungen ins Freie geflüchtet, um nicht unter den Trümmern der Häuser begraben zu werden. Ganz dasselbe hatte auch der allergnädigste Kazike, der Inselbeherrscher, getan. Dieser befand sich gerade in seinem Garten und wollte eben in den Palast zurückkehren, da stürzte der Baum mit furchtbarem Krachen aus der Höhe herab und schlug ihn glücklicherweise auf der Stelle tot.

Glücklicherweise? rufen Sie aus. Ja, meine Herren, glücklicherweise. Sie müssen nämlich wissen, daß dieser Kazike, mit Erlaubnis zu sagen, ein abscheulicher Tyrann und Wüterich war, der an seinen Untertanen so über alle Maßen schlecht handelte, daß man die Unglücklichen mit Recht zu den elendesten Geschöpfen unter der Sonne zählen konnte. Die Leute starben scharenweise vor Hunger, während die Lebensmittel, die er ihnen abgepreßt hatte, in seinen Vorratshäusern versauften. Seine Insel hatte keine auswärtigen Feinde zu fürchten, trotzdem mußte jeder junge Kerl Soldat werden, damit er so oft als möglich die Truppen regimenterweise an benachbarte Fürsten verkaufen konnte, um zu den Millionen Muscheln, die er von seinem Vater geerbt hatte, neue Millionen legen zu können. In jenen Gegenden gelten nämlich gewisse Muschelsorten als Geld. Solchen Menschenhandel







haben übrigens, wie wir ja alle wissen, meine Herren, deutsche Fürsten leider auch getrieben.

Aus Dankbarkeit für den großen Dienst, den das gurkenpflückende Paar, wenn auch ohne es zu wollen, dem Lande erwiesen hatte, wurde es von den Insulanern auf den erledigten Thron gesetzt. Die Leutchen regierten auch so musterhaft, daß, wie ich später erfuhr, niemand mehr eine Gurke aß, ohne dabei zu sprechen: „Gott erhalte unsern Kaziken und seine gute Frau.“

Wir besserten die Haverei, die der Sturm unserem Schiffe zugefügt hatte, aus, beurlaubten uns von dem Monarchen und seiner Gemahlin, gingen wieder in See und langten nach weiteren sechs Wochen glücklich in Ceylon an.

Bei meiner Liebe für das edle Weidwerk wird es Sie nicht wundern, meine Herren, daß ich darauf brannte, auch in diesem tropischen Lande dem Jägervergnügen zu frönen. Die Gelegenheit fand sich bald. Der Sohn des Gouverneurs lud mich zu einer Pirsch in seinem Revier ein, und ich folgte ihm mit Eifer.

Die Hitze in dem dichten Urwalde war jedoch so groß, daß ich, an das Klima noch nicht gewöhnt, bald hinter dem rüstig Voranschreitenden zurückblieb und ihn endlich aus den Augen verlor. Eben wollte ich mich an dem Ufer eines reißenden Stromes niedersetzen, um auszuruhen, da hörte ich plötzlich hinter mir das Gebüsch rauschen und knacken. Ich sah mich um, und denken Sie sich mein Entsetzen, als ich einen ungeheuren Löwen erblickte, der in größter Eile und von wütendem Hunger getrieben auf mich zugerannt kam.

Meine Flinte war bloß mit Hasenschrot geladen. Was tun? Zu langem Überlegen war keine Zeit. Ich feuerte in der Hast auf das Untier, noch ehe es schußgerecht war, und dann versuchte ich eine Unmöglichkeit — davonzulaufen. Ich kehre mich

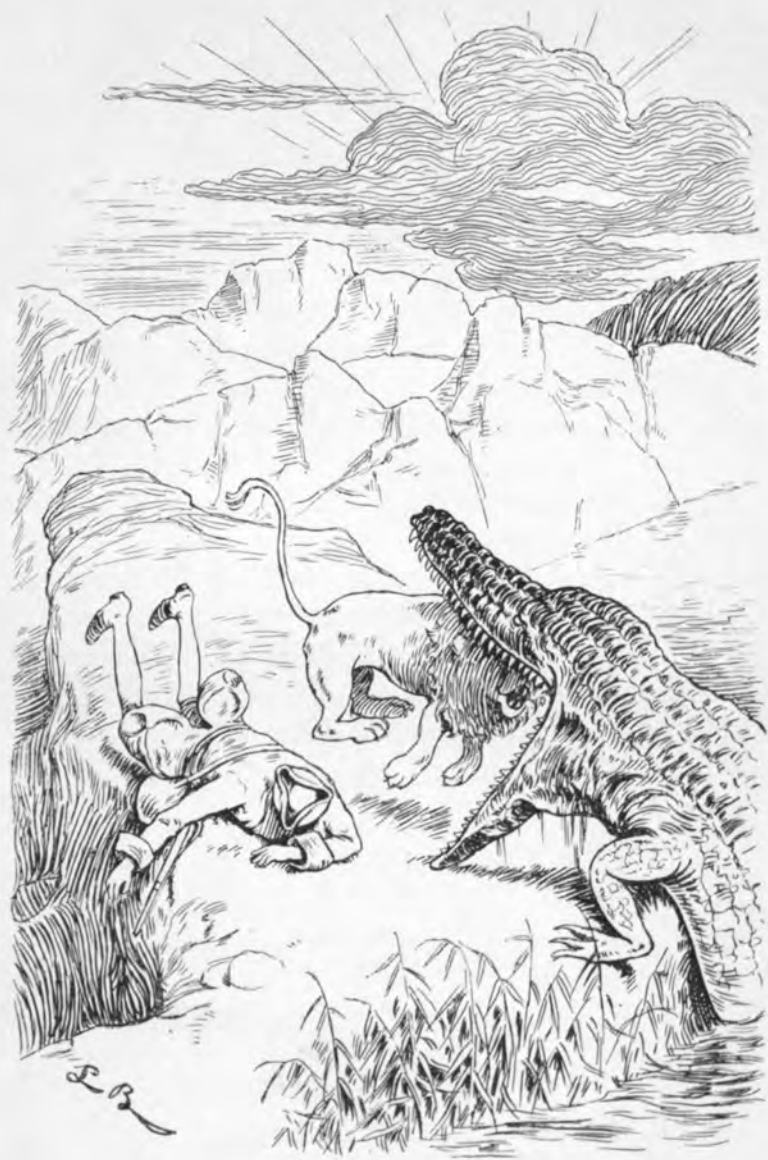
um, und — mir läuft noch, so oft ich daran denke, ein kalter Schauer über den Leib — wenige Schritte vor mir gähnt mich der Rachen eines scheußlichen Krodils an, das triefend und schlammig soeben aus dem Wasser getrocknet war, um mich zu verschlingen.

Meine Herren, der große Herkules selber hätte sich in solch einer Lage nicht zu helfen gewußt, nehmen Sie es mir daher nicht übel, daß ich, von Schrecken betäubt, einfach platt zu Boden stürzte. Der einzige Gedanke, dessen ich noch fähig war, drehte sich um die Erwartung, jetzt die Klauen oder Zähne des wütenden Löwen zu fühlen, oder in dem Rachen des Krodils zu stecken. Da hörte ich plötzlich einen starken, mir aber völlig fremdartig erscheinenden Laut. Ich wagte es, den Kopf zu erheben und um mich zu blicken, und was gewahrte ich? Der Löwe war in der Hitze, in der er auf mich loschoß, in dem Augenblicke, wo ich niederstürzte, über mich weg und in den Rachen des Krodils gesprungen! Auf Ehre meine Herren, buchstäblich wahr!

Nun steckte er mit Kopf und Mähne in dem Schlunde des Reptils, und beide strebten mit aller Gewalt, sich voneinander loszumachen. Aber noch zur rechten Zeit sprang ich auf, zog meinen Hirschfänger und schlug mit einem mächtigen Streich dem Löwen den Kopf ab, den ich dann mit dem Kolben meiner Flinte noch tiefer in den Schlund des Krodils hineinrammte, das nun an diesem Bissen jämmerlich ersticken mußte.

Das war ein herrlicher Sieg über zwei fürchterliche Feinde. Bald stellte auch mein Freund sich ein, um zu sehen, wo ich geblieben sei.

Er wünschte mir Glück zu der wunderbaren Tat, dann maßen wir das Krodil und fanden es genau vierzig Pariser Fuß und sieben Zoll lang.





Nach unserer Heimkehr schickte der Gouverneur einen Wagen mit Leuten aus, um die beiden Kadaver nach seinem Hause zu schaffen. Aus dem Löwenfell ließ ich mir Tabaksbeutel anfertigen. Ob ich davon noch einige habe, möchten Sie wissen? Nein, meine Herren, die habe ich theils an meine Freunde auf Ceylon, theils später an die Bürgermeister von Holland verschenkt. Letztere wollten mir eine Gegengabe von tausend Dukaten aufdrängen, was ich nur mit größter Mühe abzulehnen vermochte.

Das Krokodil befindet sich ausgestopft im Museum zu Amsterdam. Der Kerl, der Museumsdiener, erzählt den Leuten, die es besichtigen, immer die greulichsten Lügen; solche Leute tun das leider nicht anders, in Holland wenigstens. So pflegte er z. B. zu sagen, daß der Löwe durch das Krokodil hindurchgesprungen sei und eben aus der Hinterpforte habe entwischen wollen, als der weltberühmte deutsche Baron, wie er mich zu nennen beliebt, den Kopf, sowie er herauskam, und mit dem Kopfe drei Fuß von dem Schwanz des Krokodils abgehauen hätte. Nun, meine Herren, Sie wissen jetzt, wie die Sache sich in Wahrheit zugetragen hat, und ich brauche nichts weiter hinzuzufügen.



## Zehntes Kapitel.

Was der Freiherr von dem Kutscher des Königs von England erzählt. — Das Abenteuer mit dem großen Walfisch. — Vierzig Klafter Ankertau in einem hohlen Zahn. — Wie der Freiherr einen Leck verstopft.

Sehe ich meine Erlebnisse auf einer Seereise schildere, die ich im Jahre 1766 von dem englischen Hafen Portsmouth aus antrat, will ich einer Eigentümlichkeit Erwähnung thun, die mir an dem Kutscher Seiner Majestät, des Königs von England, aufgefallen ist. Ich hatte das Vergnügen, den Herrscher mit großem Pomp in seiner Staatskarosse zu London nach dem Parlament fahren zu sehen.

Der Kutscher saß gravitatisch und wichtig, als sei er der König selber, auf dem Bocke und handhabte die Peitsche so geschickt, daß die Schnur bei jedesmaligem Knallen sich zu einem ebenso deutlichen als künstlichen GR verschlang, was die Anfangsbuchstaben von Georg Rex darstellen sollte. In den ungemein respektablen, breiten Bart des Kutschers aber war das englische Wappen sehr sauber eingeschnitten.

Ich schiffte mich an Bord eines großen Kriegsschiffes ein, das hundert Kanonen und vierzehnhundert Mann Besatzung führte. Die Reise ging nach Nordamerika. Wir mochten ungefähr noch dreihundert Meilen vor der Mündung des St. Lorenzstromes entfernt sein, da stieß unser Schiff mit großer Gewalt gegen etwas an, das wir im ersten Schrecken für eine Felsklippe oder eine Sandbank hielten. Der Stoß war so heftig, daß das Ruder verloren ging; das Bugspriet brach mitten durch und alle drei Masten zersplitterten von oben bis unten, und zwei davon fielen sogar über Bord.



Der Ruck schleuderte einen Matrosen, der gerade auf der Großraa beschäftigt war, mindestens drei Meilen weit vom Schiffe



fort, ehe er in die See fiel. Trotzdem blieb er wie durch ein Wunder am Leben. Er erwischte nämlich, während er durch die Lüfte fauste, den Schwanz einer Rotgans; dadurch wurde nicht nur die

Gewalt seines Sturzes ins Wasser gebrochen, es gelang ihm auch, sich ihr zwischen Hals und Fittiche zu setzen, so daß er mit ihrer Hilfe dem Schiffe so lange nachschwimmen konnte, bis seine Kameraden imstande waren, ihn wieder an Bord zu ziehen.

Ein weiterer Beweis für die Gewalt des Stoßes war dieser, daß das in den Zwischendecken befindliche Schiffsvolk mit den Köpfen gegen die Planken der oberen Decks geschmettelt wurde. Mir wurde der Kopf dadurch bis in den Magen hinuntergestoßen, und es vergingen mehrere Monate, ehe er seine natürliche Stellung wieder erhielt.

Der Schiffskapitän und alle seine seekundigen Offiziere, sowie überhaupt alle Leute an Bord bemühten sich vergeblich, eine Erklärung für diesen Zusammenstoß zu finden, da das wiederholt ausgeworfene Lot oder Senkblei selbst mit einer Leine von fünfhundert Klaftern keinen Grund erreichte. Auf ein Riff oder eine Sandbank konnten wir also nicht aufgelaufen sein.

Bald aber klärte sich durch das Erscheinen eines großen Walfisches, der schlafend auf der Oberfläche der See getrieben hatte, das Rätsel auf. Das Ungehener war durch die Störung, die ihm unser Schiff verursacht hatte, in eine so üble Laune geraten, daß es nicht nur mit seinem Schwanz das Bollwerk und einen Teil des Deckhauses zertrümmerte, sondern auch unsern großen Buganker, der vorn auf der Back lag, mit den Zähnen ergriff und an die sechzig Meilen weit wegschleppte. Da das Ankertau an Deck befestigt war, so mußte unser Schiff diese Fahrt natürlich mitmachen, wobei es sechs Meilen in der Stunde zurücklegte.

Der Himmel mag wissen, in welche fernsten Weiten der Walfisch uns gezogen haben würde, wenn das Ankertau nicht

zum Glück gerissen wäre. Das Untier verlor dadurch unser Schiff, wir aber kamen um unsern Buganker.

Sechs Monate später segelten wir wieder von Amerika nach Europa zurück. Als wir in die Gegend kamen, wo wir den Walfisch angerannt hatten, sahen wir den gewaltigen Kerl tot auf dem Wasser schwimmen. Wir maßen ihn nun und stellten fest, daß er ungelogen wenigstens eine halbe Meile lang war. Da es nicht möglich war, das ganze ungeheure Tier an Bord zu nehmen, so setzten wir unsere Boote aus und begnügten uns damit, ihm den riesigen Kopf abzuschneiden, was ein sehr schweres Stück Arbeit war.

Sie können aber unsere Freude denken, meine Herren, als wir darin unsern schmerzlich vermißten Buganker wiederfanden, und nicht nur diesen allein, sondern auch an die vierzig Klaster Antertau, das auf der linken Seite seines Rachens in einem hohlen Zahn steckte.

Das war das einzige bemerkenswerte Abenteuer, das uns auf dieser Reise begegnete. Doch halt! Da hätte ich beinahe einen andern, durchaus nicht unwichtigen Vorfall zu erwähnen vergessen. Das Schiff hatte bei dem Zusammenstoß mit dem Walfisch nämlich einen Leck erhalten, der erst bemerkt wurde, als das Untier mit uns davonraste. Das Wasser drang in solchen Massen in den Raum, daß wir voraussichtlich trotz allen Pumpens in einer halben Stunde hätten wegsinken müssen, wenn mir nicht noch zur rechten Zeit einer meiner guten Gedanken gekommen wäre.

Ich hatte das Loch zuerst entdeckt. Es maß ungefähr einen Fuß im Durchmesser. Ich versuchte auf allerlei Weise, diese verderbliche Öffnung zu stopfen, allein umsonst. Endlich rettete ich dies schöne Kriegsschiff und alle seine zahlreiche Mann-

schaft durch den glücklichsten Einfall von der Welt. Und wissen Sie, meine Herren, auf welche Weise?

Ich setzte mich einfach, ohne meine Beinkleider abzuziehen, auf das Loch und füllte es auf diese Weise vollständig aus. Die Sache war zwar ein wenig kühl, allein ich hielt tapfer aus, bis der Zimmermann kam und mich durch seine Kunst ablöste.



### Elftes Kapitel.

Wie der Freiherr eine italienische Felucke, mit der er versunken war, wieder an die Oberfläche brachte. — Wie der Freiherr in den Magen eines Fisches geriet.

**D**reimal schwebte ich in großer Gefahr, im Mittelländischen Meere unzu kommen. Beim erstenmal trug sich die Sache so zu. Ich war bei einem Freunde in Dalmatien auf Jagdbesuch gewesen und schiffte mich, nachdem ich in den Gebirgen ein paar Duzend Bären geschossen hatte, in Ragusa auf einer schönen neuen Felucke zur Rückfahrt nach Triest ein.

Das Schiff war mit Olivenöl in Fässern, Drangen, Korkpfropfen und Tran geladen. Die Besatzung bestand aus dem Kapitano und sechs Matrosen. Wir befanden uns kaum zwölf Stunden in See, also im Adriatischen Meerbusen, wie dieser Teil des Mittelländischen Meeres genannt wird, da überfiel uns ein furchtbarer Sturm. Die Wellen gingen so hoch, daß das Deck fortwährend mannhoch von Wasser überflutet war. Da ich nicht Lust hatte, mich ohne Not dieser unbequemen Masse auszusetzen, so begab ich mich in die Kajüte hinunter, wo ich auch bald ganz ruhig einschlief.

Als ich wieder aufwachte, war um mich alles ganz finster und totenstill. Das Fahrzeug rührte sich gar nicht mehr; ich meinte zuerst, der Kapitano habe es in einen Hafen gesteuert, um hier den Sturm abzuwarten, und während meines Schlafes sei die Nacht angebrochen. Ich wollte an Deck gehen, aber die Luke war so fest zu, als ob man sie vernagelt hätte. Darauf ging ich an das kleine runde Fenster, und wie ich die Nase dagegen drückte, sah ich draußen nichts als Wasser. Jetzt war mir alles klar; das Fahrzeug war gesunken und ich natürlich mit.

Zuerst dachte ich, die Feluke säße ganz unten auf dem Grunde, dann aber spürte ich ein ganz gelindes Schwanken, und daran merkte ich, daß das Fahrzeug noch frei im Wasser schwebte. Ich konnte natürlich nicht wissen, wie tief ich drinsah, das war aber auch ganz gleich, denn beim Ertaufen macht es keinen Unterschied, ob man nur ein paar Zoll oder eine ganze Meile Wasser über dem Kopfe hat. Das werden Sie mir zugeben, meine Herren.

Das Schiff war nicht bis auf den Grund gesunken, weil es nur leichte Ladung in seinem Raum führte. Meiner Schätzung nach befand es sich ungefähr zweihundert Fuß unterhalb des Wasserspiegels. Und darum spürte ich auch von dem Sturm nichts mehr. Die andern hatten die Luken fest zugemacht, mich dabei ganz vergessen und waren, als das Schiff wegsank, in den Booten davongefahren. So erklärte ich mir die Sache.

Ich brannte ein Licht an und suchte mir etwas zu essen. Ich mußte darauf bedacht sein, so wenig als möglich Atem zu holen, denn viel Luft war hier unten nicht vorhanden. Die Zeit verging und die Geschichte wurde langweilig. Meine Uhr war stehen geblieben, weil bei dem Sturm Wasser hineingedrungen war. Ich wußte nicht mehr, ob es Tag oder Nacht sei. Endlich hatte ich den ganzen Proviant, der in der Kajüte war,

aufgegesen. Ich besah mir die hölzerne Wand, hinter der die Ladung im Schiffsraum lag. Ich fragte mich, ob schon Wasser dahinter wäre; da aber das Erfausen nicht so schlimm war, als das Verhungern, holte ich mir eine Axt, schlug ein Loch in die Wand und kroch in den Raum zwischen die Proviantfässer. Auf See hat man viel mehr Appetit, als an Land. Nun hatte ich wieder genug zu essen, allerdings nur harten Schiffszwieback, rohes Bökelfleisch und Orangen. Allein ein alter Kriegsmann ist in seiner Kost nicht wählerisch; hatte ich mich doch im russischen Feldzuge oft mit viel schlechterer Nahrung begnügen müssen.

Ich aß fast den ganzen Tag, aus purer Langeweile, denn einen andern Zeitvertreib gab es nicht. Wenn ich so ein Faß Bökelfleisch mit meiner Axt aufgeschlagen hatte, dann blieb ich so ziemlich in einer Tour dabei sitzen, bis ich schließlich selber nicht mehr begreifen konnte, wo ich das alles hinaß. Aber ich habe von jeher einen vorzüglichen Magen gehabt, auch mag der Luftmangel wohl an meinem fortwährenden Hunger schuld gewesen sein. Die menschliche Natur muß ihr Recht haben, meine Herren, und wenn sie es nicht durch Luftholen schafft, dann sieht sie zu, daß sie es durch Essen wieder einbringt.

Mit den paar Lichtern, die ich vorfand, war es bald zu Ende, sie mochten ungefähr eine Woche gereicht haben; nachher mußte ich sehen, wie ich mich zurechtfühlte, denn der grüne Schimmer, der aus dem Wasser durch die kleinen, runden Fenster kam, war nicht der Rede wert.

Eines Tages, ich war eben wieder mit einem Faß Fleisch fertig geworden, wurde es plötzlich ganz hell in der Kajüte — ich springe auf, renne ans Fenster und sehe, daß ich wieder über Wasser bin. Ich hatte das Schiff buchstäblich wieder hinaufgegesen.

Sie mögen lächeln, meine Herren, aber wahr ist es doch, auf Kavaliersparole! Ich hatte das Schiff wieder hochgebracht durch Essen. Es ist einleuchtend, daß jeder Bissen, den ich zu mir nahm, das Fahrzeug erleichtern mußte. Die Hauptsache war, daß ich Zeit genug hatte, die nötige Quantität zu vertilgen und so die Ladung zu verringern. Um den Tran und die Korkpfropfen brauchte ich mich nicht zu kümmern, denn das Zeug schwimmt von selber.

Ich kam also wieder an die Oberfläche und zwar ganz in der Nähe von einem Fischerboot. Als die Leute ein Schiff aus der Tiefe aufsteigen sahen, wurden sie, als richtige Italiener, zuerst von abergläubischem Schrecken ergriffen, dann aber regte sich die Beutelust bei ihnen; sie kamen an Bord, brachen die Luken auf und waren starr vor Verwunderung, als ich ihnen entgegentrat. Einige der Fischer wurden von solchem Entsetzen gepackt, daß sie ins Wasser sprangen. Sie sagten mir nachher, daß das Blinzeln meiner Augen gar zu furchtbar anzusehen gewesen wäre. Ich hatte so lange im Finstern gelebt, daß ich nur mit Mühe die Augen aufriegeln konnte, und dabei mag ich wohl Gesichter geschnitten haben, wie einer, der schlechte Witze machen will.

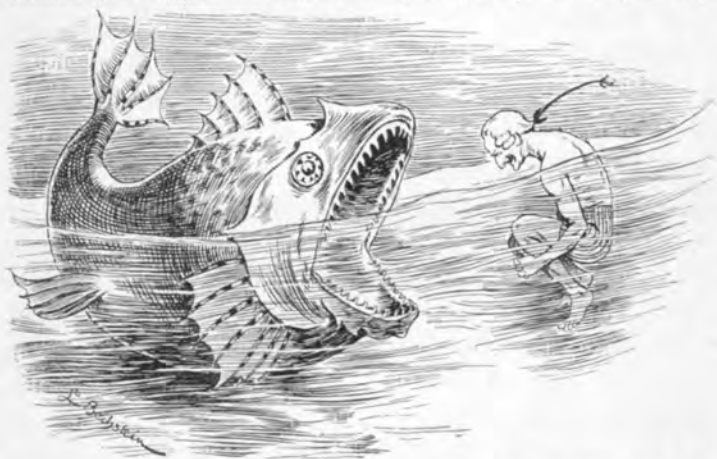
Am folgenden Tage setzten die Fischer mich in Triest an Land, und zur Belohnung dafür schenkte ich ihnen die Felucke.

In noch größere Gefahr geriet ich an einem schönen Sommernachmittage unweit Marseille. Ich badete in der angenehmen See, da kam plötzlich ein großer Fisch mit weit aufgerissenem Rachen in größter Geschwindigkeit auf mich zugeschossen. Was tun? dachte ich. An ein Entkommen war nicht zu denken, und zu dem Ersinnen eines Verteidigungsplanes fehlte die Zeit. Ich wickelte mich so klein als möglich zusammen, indem ich die



Kniee heraufzog und die Beine mit den Armen umklafserte. In dieser Stellung verschlang mich der Fisch; ich rollte ihm glatt durch den weiten Schlund und in den Magen hinab. Hier war es stockfinster, viel dunkler, als in der versunkenen Felslücke, dabei aber ganz behaglich warm.

Ich zweifle nicht daran, daß ich ihm nach und nach Magenbrücken verursachte und daß er mich demzufolge am liebsten recht



bald wieder losgeworden wäre. Es fehlte mir nicht an Raum, und so spielte ich ihm durch Trampeln und Springen manchen Possen. Als ich gar einen schottischen Hochländer tanzte, bei dem unablässig gestampft wird, da bäumte er sich unter entsetzlichem Angstgeschrei mit dem halben Leibe aus dem Wasser.

Das war sein Verderben, denn dabei wurde er von dem Schiffsvolk eines vorübersegelnden italienischen Rauffahrers entdeckt und in kurzer Zeit mit Harpunen erlegt. Man zog ihn an Deck und gleich darauf vernahm ich viele Stimmen, die berat-schlagten, wie man ihn am besten aufschneide, um die größte

Menge Öl aus ihm zu gewinnen. Da ich selber perfekt italienisch rede, so verstand ich jedes Wort und geriet in große Angst bei dem Gedanken, daß die Kerle mit ihren langen Messern auch mich *par compagnie* mit aufschneiden könnten.

Ich stellte mich daher ganz in die Mitte des Magens, in dem ein Duzend Männer reichlich Platz gefunden hätte, denn ich sagte mir, daß die Seeleute mit den Extremitäten anfangen würden. Sie begannen jedoch mit der Eröffnung des Unterleibes. Sobald der erste Lichtstrahl zu mir hereindrang, schrie ich ihnen zu, wie angenehm es mir wäre, ihre Bekanntschaft zu machen und durch sie aus meinem lebendigen Gefängnis erlöst zu werden, in welchem ich bald erstickt wäre.

Waren die Fischer, die mich mit der Fellecke aufsteigen sahen, schon über die Maßen erstaunt, so waren diese Seeleute noch zehnmal erstaunter, als sie eine Menschenstimme aus einem Fische heraus vernahmen. Dies Erstaunen wuchs natürlicherweise noch mehr, als sie einen nackenden Mann in Lebengröße herausspazieren sahen. Ich erzählte ihnen die ganze Begebenheit, so wie ich sie Ihnen jetzt erzählt habe, und nicht einer war da, der an der Wahrheit meiner Angaben gezweifelt hätte.

Sie reichten mir allerlei Erfrischungen, die ich mit höflichem Danke annahm; darauf sprang ich wieder in die See, um mich abzuspülen, und dann zum Ufer zu schwimmen, wo ich meine Kleider vollzählig und unverfehrt an dem Orte wieder fand, wo ich sie abgelegt hatte.

Meine Einkerkelung in dem Magen des Fisches hat, meiner Schätzung nach, gegen drei Stunden gedauert.

## Zwölftes Kapitel.

Wie der Freiherr einen Luftballon herabschießt und was der Luftschiffer ihm berichtet.

**D**en herrlichsten Anblick der Stadt Konstantinopel genießt man vom Marmara-Meere aus, und während meiner Anwesenheit in der Türkei versäumte ich niemals, mir bei jeder Gelegenheit den Genuß dieses Anblicks zu verschaffen. So oft ich konnte, fuhr ich in einer Luftbarke auf das Meer hinaus und ergözte mich an der Schönheit des Himmels, der See, der malerischen Küste und der alten, prächtigen Hauptstadt des Beherrschers der Gläubigen.

Eines Morgens, als ich wieder ganz entzückt zum blauen Himmelsdom emporschaute, gewahrte ich ein rundes Ding, ungefähr von der Größe und Gestalt einer Billardkugel, da oben in der Luft, und noch etwas anderes, das von dieser Kugel herunterhing.

Da ich niemals ohne meine lange und vortreffliche Vogel-  
flinte ausgehe oder ausreise, es sei wohin es sei, zu Lande oder zu Wasser, so griff ich auch jetzt nach dieser Waffe, lud sie mit einer Kugel, zielte und schoß nach dem runden Dinge dort oben in der Luft. Allein umsonst. Ich lud zwei Kugeln in die Flinte und wiederholte den Schuß. Abermals ohne Erfolg. Jetzt stopfte ich vier oder fünf Kugeln in den Lauf, und dieser dritte Schuß hatte die erwünschte Wirkung. Das Ding erhielt an der einen Seite ein Loch und kam herunter.

Stellen Sie sich meine Verwunderung vor, als ein zierlicher, vergoldeter Wagen, hängend an einem ungeheuren Ballon, der einen gewaltigeren Umfang hatte, als die größte mir bekannte





Kirchenkuppel, ungefähr in einer Entfernung von zwei Klaftern von meinem Boote heruntersank. In dem Wagen befand sich ein Mann und ein halbes Schaf, welches gebraten zu sein schien. Sobald sich mein erstes Erstaunen gelegt hatte, schloß ich mit meinen Leuten um diese seltsame Gruppe einen dichten Kreis.

Der aus der Luft heruntergekommene Fremdling sah wie ein Franzose aus. Er glitzerte förmlich von Gold und Juwelen. Aus jeder Tasche hingen ihm ein paar prächtige Uhrketten mit Verlocken, auf denen, wenn ich recht gesehen habe, allerlei große Herren und Damen abgemalt waren. Aus jedem Knopfloch baumelte ihm eine goldene Medaille, mindestens hundert Dukaten an Wert, und an jeglichem seiner Finger steckten vier oder fünf kostbare Brillantringe.

„Mein Gott,“ dachte ich, „was muß das für ein edler und guter Mann sein, den seine Mitmenschen in solcher Weise ausgezeichnet haben! Der hat gewiß der Welt die außerordentlichsten Dienste und Wohlthaten erwiesen, daß die großen Herren und Damen, ganz wider ihre heutzutage so allgemeine Knickernatur, ihn so mit Geschenken, die diese Kostbarkeiten doch zu sein schienen, beladen konnten!“

Bei all seiner Pracht und Herrlichkeit befand der Fremdling sich infolge des Sturzes aus der Höhe so jämmerlich und übel, daß er halb ohnmächtig dalag und nicht imstande war, ein Wort hervorzubringen, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich wieder erholt hatte. Dann erstattete er mir den folgenden Bericht:

„Dieses Luftfahrwerk ist mein Eigentum. Ich habe es zwar weder erfunden, noch hergestellt, dazu fehlt es mir an Kopf und Wissenschaft; dagegen hat es mir niemals an Lustspringerneigung und Seiltänzerwaghalsigkeit gefehlt, und so habe

ich auch schon mehrere kühne und gefährliche Luftreisen mit diesem Apparat unternommen. Vor ungefähr sieben oder acht Tagen — genau weiß ich das nicht mehr, denn ich habe meine Zeitrechnung verloren — stieg ich auf der Landspitze von Cornwall in England in die Luft empor und nahm ein Schaf mit, um damit hoch oben vor den Augen der nach vielen Tausenden zählenden neugierigen Zuschauer allerlei Kunststücke zu machen. Zum Unglück aber drehte sich plötzlich der Wind, und anstatt nach Greter getrieben zu werden, woselbst ich zu landen beabsichtigt hatte, flog ich über die See hinaus, über der ich auch vermutlich die ganze Zeit in der unermesslichsten Höhe geschwebt haben muß, wenigstens habe ich unter mir nichts gesehen, als Dunst und Wolken.

Es war gut gewesen, daß ich mein Kunststück mit dem Schaf nicht hatte ausführen können, denn ich hatte keinerlei Lebensmittel im Wagen und am dritten Tage nach meinem Aufstiege wurde mein Hunger so unerträglich, daß ich gezwungen war, das Schaf zu töten, um mein Leben zu erhalten.

Zu jener Zeit befand ich mich bereits unendlich hoch über dem Monde, und nach weiteren sechzehn Stunden war ich der Sonne so nahe gekommen, daß ihre Glut mir die Augenbrauen versengte. Diese furchtbare Hitze brachte mich auf einen guten Gedanken. Ich legte das Schaf, dem ich zuvor das Fell abgezogen hatte, an denjenigen Ort im Wagen, wo die Sonnenstrahlen die meiste Kraft entwickelten, oder mit andern Worten, wo der Ballon keinen Schatten hinwarf. Der Erfolg lehrte, daß meine Annahme richtig gewesen war, denn innerhalb ungefähr dreier Viertelstunden war das Schaf völlig gar gebraten. Von diesem Fleisch habe ich die ganze Zeit her gelebt.“

Hier unterbrach der Fremde seine Erzählung und wendete



seine Aufmerksamkeit der Uferlandschaft und den Gegenständen und Gebäuden darauf zu.

„Wo befinde ich mich hier eigentlich?“ fragte er dann.

„Auf dem Marmara=Meer,“ antwortete ich. „Die Stadt dort ist Konstantinopel, jenes prachtvolle Gebäude ist das Seraglio des Großherrn.“

Auf dem Gesichte des Mannes zeigte sich große Bestürzung; er hatte geglaubt, an einer ganz andern Stelle der Erde niedergekommen zu sein. Er beruhigte sich jedoch bald wieder und fügte seinem Berichte noch das Folgende hinzu:

„Die Ursache meines langen Luftfluges war, daß mir eine Schnur zerriß, die an einer Klappe in dem Luftballon saß und dazu diente, das Gas, welches den Ballon füllte und emportrug, herauszulassen. Hätten Sie, mein hochverehrter Gönner, nicht auf den Luftball geschuert und ihn dadurch aufgerissen, dann würde er, und ich mit ihm, wohl wie Mohammed bis an den jüngsten Tag zwischen Himmel und Erde geschwebt haben. Ich verdanke Ihnen also mein Leben. Gestatten Sie mir, Ihnen aus Erkenntlichkeit ein Duzend meiner goldenen Medaillen und diese drei Uhren nebst Ketten und Verlocken einzuhandigen.“

Ich lehnte natürlich dieses großmütige Geschenk höflich aber sehr bestimmt ab, was übrigens dem Fremden gar nicht unangenehm zu sein schien. Seinen Wagen aber verehrte er hierauf meinem Bootsmann, der hinten am Steuer stand. Den Hammelbraten warf er ins Meer. Der Luftballon war durch den Sturz und den Schaden, den meine Kugeln ihm zugefügt hatten, so zersezt und zerrissen, daß er nicht mehr ausgebessert werden konnte. Sein Eigentümer ließ ihn im Meere liegen, und das letzte, was wir von ihm sahen, war, wie er in der Richtung des Hellespontes davontrieb.

### Dreizehntes Kapitel.

Wie der Freiherr nach Aegypten reist. — Wie er fünf brauchbare Subjekte antrifft und in seine Dienste nimmt. — Wie er mit seiner Barke auf dem Nil in Baumkronen strandet.

Die Bowle ist leer, meine Herren, aber wir haben noch Zeit, sie aufs neue füllen zu lassen. Gefalle es Ihnen denn, die Pfeifen noch einmal zu stopfen und eine andre sehr seltsame Begebenheit anzuhören, die ich nicht lange vor meiner letzten Rückreise nach Europa erlebt habe.

Wie Sie wissen, war ich dem Großherrn durch die Botschafter Roms, Rußlands und Frankreichs vorgestellt und äußerst warm empfohlen worden, und so kam es, daß Se. Majestät mir bald das größte Vertrauen entgegenbrachte. Als er ein Geschäft von besonderer Wichtigkeit zu Großkairo zu betreiben hatte, welches zugleich so beschaffen war, daß es immer und ewig ein Geheimnis bleiben mußte, da beauftragte er mich mit der Ausführung der Sache, und ich kann, ohne ruhmredig zu sein, wohl sagen, daß er einen besseren Sendboten auch nicht hätte finden können. Aber urteilen Sie gefälligst selber.

Mit großem, echt türkischem Pomp und einem sehr zahlreichen Gefolge trat ich die Reise an. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, meine Dienerschaft durch einige sehr brauchbare Subjekte zu vermehren. Ich war eben erst einige Meilen von Konstantinopel entfernt, da sah ich ein kleines, schwächtiges Kerlchen mit großer Schnelligkeit querseldeln laufen, und als ich aufmerksam hinblickte, da gewahrte ich zu meinem Erstaunen, daß das Kerlchen an jedem seiner Beine ein bleierneß Gewicht



von mindestens fünfzig Pfund Schwere trug. Ich rief ihn an, und er blieb stehen.

„Wohin, wohin so schnell, mein Freund?“ fragte ich. „Und warum erschwerst du dir deinen Lauf durch eine solche Last?“

Hören Sie nun, was das Kerlchen mir antwortete.

„Ich habe vor einer halben Stunde Wien verlassen,“ sagte er, „wo ich bisher bei einer vornehmen Herrschaft in Diensten stand und heute meinen Abschied nahm. Ich bin auf dem Wege nach Konstantinopel, wo ich mich aufs neue und vorteilhaft zu vermieten gedenke. Sie wundern sich jedenfalls über die Bleigewichte an meinen Beinen. Die habe ich angelegt, um meine Schnelligkeit, die jetzt nicht nötig ist, ein wenig zu mindern. Mein ehemaliger Präzeptor pflegte zu sagen: *moderata durant*, und der Mann hat recht.“

Das Kerlchen gefiel mir und ich fragte, ob es nicht in meine Dienste treten wollte. Nach einiger Überlegung war es dazu bereit.

Wir zogen nun gemeinsam weiter und kamen durch allerlei Städte und vieler Herren Länder. In einer schönen ländlichen Gegend lag, nicht fern vom Wege, auf einem blumigen Grasrain ein Kerl mäuschenstill, als ob er schlief. Allein das tat er nicht, wie ich beim Näherkommen erkannte. Er hielt vielmehr sein Ohr so aufmerksam gegen die Erde gedrückt, als wolle er die Bewohner der untersten Hölle belauschen.

„Was lauschest du da, mein Freund?“ rief ich ihm zu.

„Ich horche zum Zeitvertreib auf das Gras und höre zu wie es wächst,“ antwortete er.

„Nicht möglich!“ rief ich. „Kannst denn du das hören?“

„Ei gewiß, und ganz deutlich,“ sagte er.

„Dann mache ich dir den Vorschlag, in meine Dienste zu treten, Freund. Wer weiß, was es während meiner Mission nicht noch alles zu erhorchen geben kann.“

Der Kerl war's zufrieden, sprang auf und folgte mir. Nun hatte ich schon zwei recht brauchbare Subjekte angeworben.

Nicht weit von dieser Stelle sah ich auf einem Hügel einen Jäger stehen, der mit angelegtem Gewehr in die leere blaue Luft hineinknallte.

„Glück zu, Herr Weidmann!“ rief ich. „Aber sage mir doch, wonach du schießest. Ich vermag weit und breit nichts Jagdbares zu sehen, nicht einmal ein flüchtiges Häslein, oder ein Rebhuhn.“

„Das glaube ich,“ versetzte der Jäger und lachte. „Ich probiere auch nur dies neue Kuchenreitersche Gewehr. Auf der Spitze des Münsters zu Straßburg saß soeben noch ein Spatz, den habe ich herabgeschossen.“

Sie kennen meine Passion für das edle Weid- und Schützenwerk, meine Herren, es wird Sie daher nicht wundernehmen,

wenn ich Ihnen sage, daß ich diesem vortrefflichen Schützen sogleich um den Hals fiel, und daß ich keine Überredungskünste sparte, ihn für meine Dienste zu gewinnen. Und dies gelang mir endlich auch.

Wir zogen darauf zusammen weiter, noch durch manche Stadt und manches Land, und kamen dabei auch an dem Berge Libanon vorbei. Dasselbst stand vor einem großen Fledernwalde ein derber, unterseßter Kerl und zog gewaltig an einem starken Strick, der um den ganzen Wald herumgeschlungen war.

„Was, zum Kuckuck, soll das bedeuten?“ fragte ich ihn.  
„Was ziehst du da, mein Freund?“

„Ach, ich bin ausgeschiedt, Bauholz zu holen,“ antwortete er. „Nun habe ich aber meine Axt vergessen, und da suche ich mir zu helfen, so gut es eben gehen will.“

Damit riß er mit einem Ruck den ganzen Wald, der gut eine Quadratmeile bedeckte, wie einen Schilfbusch vor meinen Augen nieder.

Sie erraten leicht, was ich jetzt tat, meine Herren. Ich hätte den Kerl nicht fahren lassen, und hätte ich mein ganzes Ambassadeurgehalt darangeben müssen.

Es währte nicht mehr lange, da langten wir auf ägyptischem Grund und Boden an. Hier erhob sich urplötzlich ein so ungeheurer Sturm, daß ich allen Ernstes befürchtete, mit meinem ganzen Gefolge und sämtlichen Wagen und Pferden umgerissen und durch die Lüfte davongeführt zu werden.

Links von unserm Wege standen sieben Windmühlen in einer Reihe, und deren Flügel drehten sich mit geradezu unglaublicher Geschwindigkeit, schneller noch, als die Rockenspindel der flinksten Spinnerin sich drehen kann. Nicht weit davon, zur Rechten, sah ich einen Kerl stehen, der dem berühmten Sir John Falstaff

an Leibesumfang nichts nachgab und sich damit beschäftigte, sein rechtes Nasenloch mit dem Zeigefinger zuzuhalten.

Sobald der Kerl unsre Not wahrte, drehte er sich halb herum, machte Front und zog ehrerbietig, wie ein Musketier vor seinem Obersten, den Hut vor mir ab. In demselben Augenblick wurde es ganz still, der Sturm hörte auf und kein Lüftchen regte sich mehr. Zugleich aber stellten auch alle sieben Windmühlen plötzlich ihre Umdrehungen ein.

Erstaunt über diesen anscheinend ganz übernatürlichen Vorgang schrie ich dem Menschen zu:

„Kerl, was ist das? Sitzt dir der Teufel in deinem dicken Wanst, oder bist du der Teufel selber?“

„Um Vergebung, Ihre Excellenz,“ antwortete der Dicke sehr höflich, „ich mache nur meinem Herrn, dem Besitzer dieser Mühlen, ein wenig Wind; um die sieben Windmühlen aber nicht ganz und gar umzublasen, mußte ich mir das eine Nasenloch zuhalten.“

Ach, sagte ich zu mir selber, ein vortreffliches Subjekt! Der Kerl ließe sich ausgezeichnet verwenden, wenn ich einmal wieder nach Hause komme und es mir dann an Atem fehlen sollte, alle die vielen wunderbaren Abenteuer zu erzählen, die mir auf meinen Fahrten zu Lande und zu Wasser passiert sind.

Wir wurden auch bald handelsseinig; der dicke Windmacher ließ seine Mühlen stehen und schloß sich meinem Gefolge an.

Es versteht sich von selbst, daß ich, in Großkairo angekommen, die mir von dem allergnädigsten Großherrschaft aufgetragene Mission auf das beste erlebte. Ich entließ darauf mein ganzes unnützes Gesandtengefolge und behielt nur meine fünf zuletzt angeworbenen nützlichen Subjekte. Mit diesen machte ich mich als bloßer Privatmann auf die Rückreise.

Das Wetter war herrlich und der über alle Beschreibung reizende Nilstrom so verlockend, daß ich kurz entschlossen eine Barke mietete, mit der ich flußabwärts bis nach Alexandrien zu fahren beschloß. Drei Tage lang ging die Reise auch günstig von statten. Sie haben, meine Herren, jedenfalls schon mehrmals von den alljährlichen Überschwemmungen gehört, die eine besondere Eigenschaft des Nilflusses genannt werden müssen. Also am dritten Tage fing der Nil ganz unbändig an zu steigen und zu schwellen, und am vierten Tage war er völlig aus seinen Ufern und rechts und links viele Meilen weit über das Land getreten.

Am fünften Tage, die Sonne war eben blutrot jenseit der Sahara untergegangen, wurde der Lauf meiner Barke plötzlich durch etwas gehemmt, das ich für Ranken und Strauchwerk hielt. Als der nächste Morgen angebrochen war, erkannte ich das Hemmnis als ein dichtes Gewirr von Baumkronen, die alle voll von reifen und sehr wohlschmeckenden Mandeln hingen. Wir sondierten die Wassertiefe mit dem Senkblei und fanden, daß das feste Land mindestens sechzig Fuß tief unter uns lag. Da saßen wir nun in den Kronen der Mandelbäume fest und konnten weder vor- noch rückwärts.

Es mochte gegen acht oder neun Uhr sein, wie ich aus dem Stande der Sonne schloß, da erhob sich plötzlich ein Sturm, der unsere Barke so stark auf die Seite drückte, daß sie sich schnell mit Wasser füllte und unter sank. Zum Glück hatten wir alle noch Zeit, uns in dem Geäst der Baumkronen festzuklammern, und so entgingen wir insgesamt, acht Männer und zwei Knaben, dem Tode des Ertrinkens. Wir saßen drei Wochen und drei Tage auf den Bäumen und ernährten uns während dieser ganzen Zeit ausschließlich von Mandeln. Zu trinken hatten wir Wasser in Hülle und Fülle.



Am einundzwanzigsten Tage unsers Unsterns fiel das Wasser wieder ebenso schnell, wie es gestiegen war, und am sechsundzwanzigsten konnten wir von den Bäumen auf die Erde hinabsteigen.

Unser Fahrzeug lag zweihundert Klafter von dem Orte entfernt, wo es gesunken war. Wir nahmen, was wir brauchten,



aus der Barke heraus, trockneten alles gehörig an der Sonne und setzten dann unsere Reise zu Fuß fort. Durch genaue Beobachtungen stellte ich fest, daß wir an die hundertfünfzig Meilen weit über Gartenmauern und allerlei Gehege hinweggetrieben waren.

Nach einem anstrengenden Marsch von sieben Tagen erreichten wir den Fluß, der nun wieder in seine Ufer zurückgetreten

war, und erzählten unser Abenteuer einem Bey, der uns gastfrei aufnahm und dann in seiner eigenen Barke weiterbefördern ließ. Nach weiteren sechs Tagen langten wir in Alexandrien an und schifften uns hier nach Konstantinopel ein.

Se. Majestät der Großherr empfing mich überaus gnädig und belohnte meine Dienste mit einer großen Anzahl der höchsten Orden, die ich noch heute in meinem Besitze habe. Vielleicht zeige ich sie Ihnen gelegentlich einmal, wenn ich sie nicht zufällig verlegt haben sollte.



## Vierzehntes Kapitel.

Der Freiherr und der Großsultan beim Wein. — Warum der Freiherr an die Kaiserin Maria Theresia schrieb. — Wie er für seinen Kopf zu fürchten begann und wie er der türkischen Kriegsflotte entkam.

Am nächsten Abend gab der Freiherr noch mehr von seinen Erlebnissen am Hofe des türkischen Sultans zum besten, wobei er auch auf einige Stückchen seiner merkwürdigen Dienerschaft zu sprechen kam.

Bei dem Großherrn, so erzählte er, galt ich seit meiner so erfolgreichen ägyptischen Reise alles in allem. Es war wirklich, als ob Se. Majestät gar nicht mehr ohne mich leben könnte, und ich war der liebe Münchhausen hinten und der liebe Münchhausen vorn. Bei keiner Mahlzeit durfte ich fehlen, sonst schmeckte dem hohen Herrn kein Bissen. Mir war das ganz lieb, denn Sie müssen wissen, meine Herren, daß der türkische Kaiser unter allen Potentaten auf Erden den delikatesten Tisch führt, soweit die Speisen in Betracht kommen, notabene; mit dem Trinken ist es

nicht so gut bestellt, da, wie Ihnen bekannt sein wird, Mohammeds Gesetz den Gläubigen den Wein verbietet. An den öffentlichen türkischen Tafeln muß man daher auf ein gutes Glas Wein Verzicht leisten.

Allein die guten Türken wissen sich zu helfen; was öffentlich nicht geschehen darf, geschieht doch nicht selten heimlich, und trotz der Vorschriften des Korans weiß mancher Türke die trefflichen Eigenschaften des Traubensaftes ebenso gut zu schätzen wie der beste deutsche Prälat. Das war nun auch der Fall mit Sr. Majestät dem Großherrn. Bei der öffentlichen Tafel war zumeist auch der türkische Generalsuperintendent, der Musti, anwesend, da mußte man vorsichtig sein und des Weines mit keinem Worte erwähnen. Nach dem Essen aber pflegte der Sultan sich in seinem Kabinett ungestört dem Genuße eines guten Tropfens hinzugeben.

Einst, als die Tafel aufgehoben war, gab der hohe Herr mir einen verstoßenen freundlichen Wink, ihm in sein Kabinett zu folgen. Als ich eingetreten war, verschloß und verriegelte er die Thür, holte aus einem Schränkchen eine Flasche hervor und sagte:

„Ich weiß, lieber Münchhausen, ihr Christen versteht euch auf ein gutes Glas Wein. Hier habe ich noch eine letzte Flasche eines ganz vorzüglichen Tokayers. Das ist ein Weinchen von solcher Güte wie Ihr sicher in Eurem ganzen Leben noch nicht gekostet habt.“

Er schenkte sich und mir ein Glas voll und stieß dann mit mir an. Ich probierte den Stoff sorgfältig und gewissenhaft.

„Nun?“ fragte er mit überlegenem Lächeln. „Was sagt Ihr dazu? Gelt, das ist etwas ganz Extrafines?“

„Hm,“ entgegnete ich, „das Weinchen ist nicht schlecht, Ihre Majestät, allein mit Euer Majestät Erlaubnis und Wohlnehmen

möchte ich doch behaupten, daß ich in Wien bei dem hochseligen Kaiser Karl dem Sechsten weit besseren Tokayer getrunken habe. Poß Stern, den sollten Ihre Majestät einmal versuchen!“

„Freund Münchhausen,“ sagte der Sultan, „Euer Wort in



Ehren, allein es ist unmöglich, daß irgend ein Tokayer besser sei, als dieser. Ich erhielt einige Flaschen davon als Geschenk von einem magyrischen Kavaliere, und der tat so verteuflert rar damit, als sei der Wein köstlicher als Gold.“

„Die Herren Ungarn behalten ihre besten Weine für sich

und verschenken sie nicht," erwiderte ich. „Der magyariſche Kavalier hat mit Ihro Majestät Poſſen getrieben. Tokayer und Tokayer iſt ein gewaltiger Unterſchied, ich muß das wiſſen. Was gilt die Wette, ich ſchaffe Ihnen in Zeit von einer Stunde direkt aus dem Kaiſerlichen Weinkeller in der Hofburg zu Wien eine Flaſche Tokayer hierher, die aus ganz andern Augen ſehen ſoll.“

Der Sultan blickte mich mit großen Augen an.

„Freund Münchhauſen, Ihr faſelt," ſagte er.

„Nein, Ihro Majestät, ich faſele nicht," antwortete ich. „Gerades Weges aus dem Kaiſerlichen Keller in Wien ſchaffe ich Ihnen in Zeit von einer Stunde eine Flaſche Tokayer von einer ganz andern Nummer als dieſer Kräzer hier zur Stelle.“

„Münchhauſen, Münchhauſen!" drohte der Sultan. „Laßt Euch ja nicht einfallen, mich zum beſten haben zu wollen! Das verbitte ich mir! In Zeit von einer Stunde wollt Ihr aus Wien eine Flaſche Wein hierher nach Konſtantinopel kommen laſſen?"

„Sawohl, Ihro Majestät, in Zeit von einer Stunde," antwortete ich ehrfurchtsvoll aber feſt.

„Münchhauſen, das iſt unmöglich!" rief der Sultan.

„Mir iſt das nicht unmöglich," entgegnete ich.

„Mein lieber Münchhauſen," ſagte der Herrſcher, „ich kenne Euch zwar ſonſt als einen überaus wahrheitsliebenden Mann, allein jezt ſollte ich doch faſt denken, Ihr ſtunkertet.“

„Ich ſtunkere nicht, Ihro Majestät," verſetzte ich. „Es kommt ja auf die Probe an. Erfülle ich meine Zuſage nicht, ſo mögen Ihro Majestät mir den Kopf vor die Füße legen laſſen. Was ich verſpreche, das halte ich, denn ich bin der abgeſagteſte Feind aller Aufſchneidereien. Allein mein Kopf iſt keine Kleinigkeit. Was ſetzen Sie mir dagegen?"

„Die Wette soll gelten, Münchhausen,“ sagte der Sultan. „Ich halte Euch beim Wort. Ist auf den Schlag Bier die Flasche Tokayer nicht hier, so kostet's Euch ohne Barmherzigkeit den Kopf. Denn foppen lasse ich mich auch von meinen besten Freunden nicht. Erfüllt Ihr aber Eure Zusage, dann sollt Ihr Euch aus meiner großherrlichen Schatzkammer soviel Gold, Silber, Perlen und Edelgestein nehmen dürfen, als der stärkste Mann fortzuschleppen imstande ist.“

„Gut,“ sagte ich, „das läßt sich hören, und die Wette ist abgemacht. Haben Ihre Majestät nun noch die Gnade, mir Papier, Tinte und Feder zu geben, damit ich ein Billet an die Kaiserin-Königin Maria Theresia schreiben kann.“

Nachdem ich das Gewünschte erhalten hatte, schrieb ich folgendes:

„Ihre Majestät haben unstreitig als Universalerin auch Ihres höchstseligen Herrn Vaters Keller mitgeerbt. Dürfte ich mir wohl durch den Vorzeiger dieses eine Flasche von dem Tokayer ausbitten, den ich bei Ihrem Herrn Vater oft getrunken habe? Allein von dem besten! denn es gilt eine Wette. Ich diene gern dafür wieder, wo ich kann, und beharre übrigens usw.“

Dieses Billet gab ich, weil es schon fünf Minuten über drei Uhr war, unverschlossen meinem Läufer, der seine Bleigewichte von den Beinen abschnallen und sich unverzüglich auf den Weg nach Wien machen mußte. Hierauf tranken wir, der Großsultan und ich, den Rest der Flasche Tokayer, in Erwartung des Bessern, der da kommen sollte.

Es schlug ein Viertel, es schlug halb, es schlug drei Viertel auf Bier, und noch war kein Läufer zu hören und zu sehen.

Eine Unruhe ergriff mich, ja, ich muß gestehen, es fing

nachgerade an, mir ein wenig schwül zu werden. Es kam mir vor, als blickten Se. Majestät schon bisweilen nach der Glockenschmür, um dem Scharfrichter zu klingen.

Ich erhielt zwar noch die Erlaubnis, einen Gang hinaus in den Garten zu tun, um frische Luft zu schöpfen, allein ein paar dienstbare Geister folgten mir auf dem Fuße, jedenfalls mit dem Befehl, mich nicht aus den Augen zu lassen und jeden Fluchtversuch zu verhindern.

Meine Angst ist nicht zu beschreiben. Die Minuten schienen im Fluge zu enteilen und schon stand der Zeiger meiner Uhr auf fünf Minuten vor Vier, da schickte ich noch geschwind nach meinem Horcher und meinem Schützen.

Beide kamen auch sogleich. Der Horcher mußte sich mit dem Ohr auf die Erde legen, um zu hören, ob nicht mein Läufer endlich käme.

Zu meinem nicht geringen Schrecken meldete er mir, daß der Schlingel irgendwo in weiter Ferne sich zum Schlafe niedergestreckt habe und aus Leibeskräften schnarche.

Kaum hatte mein braver Schütze dies vernommen, da rannte er nach dem höchsten Punkt im Garten, einer Terrasse, rechte sich auf den Behen empor und spähte in westlicher Richtung aus.

„Bei meiner armen Seele!“ rief er plötzlich. „Da liegt der faule Kerl im Schatten einer Eiche nicht weit von Belgrad und hat die Flasche neben sich. Warte, Burische, dich will ich auf die Beine bringen!“

Damit erhob er seine Kuchenreutersche Flinte, legte an und schoß die volle Ladung in den Wipfel des Baumes. Ein Hagel von Eichel, Zweigen und Blättern fiel herab auf den schlafenden Läufer. Der sprang auf, erkannte mit Schrecken, daß er fast die Zeit verschlafen habe, nahm die Flasche und machte sich dermaßen



geschwind auf die Beine, daß er um 59 $\frac{1}{2}$  Minuten auf Bier mit dem Tokayer und einem eigenhändigen Billet von der Kaiserin-Königin Maria Theresia vor des Sultans Kabinett anlangte.

Das war ein Gaudium! Ei, wie schlürfte das großherrliche Leckermaul!

„Lieber Münchhausen,“ sagte Se. Majestät, „ich kann mir nicht helfen, aber ich muß diese Flasche für mich allein behalten. Nehmt mir das nicht übel, alter Freund. Aber Ihr steht in Wien besser als ich und werdet schon noch mehr von der Sorte zu kriegen wissen.“

Ich machte keine Einwendungen, und er schloß die Flasche in sein Schränkchen, steckte den Schlüssel in die Hosentasche und klingelte nach dem Schatzmeister. Das war ein angenehmer Silberton in meinen Ohren.

„Ich muß die Wette zahlen, lieber Münchhausen,“ sagte der Sultan leutselig. Dann wendete er sich zu dem das Kabinett betretenden Schatzmeister.

„Laß meinem Freund Münchhausen soviel aus meiner Schatzkammer verabfolgen, als der stärkste Mann wegzutragen vermag,“ befahl er.

Der Schatzmeister verneigte sich so tief, daß er mit der Nase auf die Erde stieß, darauf schüttelte der Sultan mir treuherzig die Hand und ließ uns beide gehen.

Ich befahl, meinen starken Mann mit dem langen hänsenen Strick herbeizurufen, und verfügte mich mit ihm in die mit den kaiserlichen Schätzen angefüllten Gewölbe. Was da mein Starcker, nachdem er sein Bündel geschnürt hatte, übrig ließ, das werden Sie wohl schwerlich holen wollen, meine Herren.

Ich hielt es denn auch für geraten, mit meiner Beute so schnell als möglich nach dem Hafen zu eilen. Dasselbst nahm

ich das größte Lastschiff, das zu haben war, sogleich in Beschlag und ging mit meiner ganzen Dienerschaft unter Segel, um meinen Fang in Sicherheit zu bringen, ehe etwas Widriges dazwischen kam.

Was ich gefürchtet hatte, das geschah. Der Schatzmeister



hatte Tür und Tor der Schatzkammer offen gelassen, da es nicht nötig war, das, was dringeblichen war, noch groß zu behüten, war über Hals und Kopf zum Sultan gelaufen und hatte ihm ganz entsezt gemeldet, in welchem Maße die großherrliche Erlaubnis von mir ausgenutzt worden war.

So etwas hatte der Beherrscher der Gläubigen nun wohl





freilich nicht erwartet und er begann seine Übereilung sogleich bitter zu bereuen. Er befahl seinem Großadmiral, mit der gesamten Flotte hinter mir herzujagen und mir klar zu machen, daß wir so nicht gewettet hätten.

Als ich noch nicht zwei Meilen in See war, da sah ich die ganze türkische Kriegsflotte mit vollen Segeln hinter mir herkommen, und ich muß gestehen, daß mein Kopf, den ich kaum wieder fest auf meinen Schultern gefühlt hatte, von neuem anfang, stark zu wackeln.

Als ich noch so in meiner Ratlosigkeit dastand und die gewaltigen Kriegsfregatten und Linienfahrer mit ihren grimmigen Feuerschlünden immer näher herankommen sah, da trat mein dicker Windmacher an mich heran.

„Lassen sich Ihre Excellenz nicht bange sein,“ sagte er mit großer Gemütsruhe, „die Sache werden wir bald kriegen.“

Er ging nach dem Achterdeck meines Schiffes und stellte sich hier so auf, daß sein eines Nasenloch nach der türkischen Flotte, das andere aber auf unsere Segel gerichtet war. Und nun gab er eine so hinlängliche Portion Wind von sich, daß alle Schiffe der Flotte nicht nur an Masten, Raaen und Segeln schwere Haverei erlitten, sondern auch schnurstracks in den Hafen zurückgeblasen wurden, während zugleich mein Schiff in wenigen Stunden glücklich nach Italien getrieben ward.

Von meinem in der Wette gewonnenen Schatz ist mir jedoch nicht viel zu gute gekommen. Denn in Italien gibt es soviel Armut, Bettlei und Spitzbüberei, und dabei ist es dort mit der Polizei so elend bestellt, daß ich, als die gutherzige Seele, die ich von jeher gewesen bin, den größten Teil an die Bettler verschenkte oder von sonstigem Gesindel mir stehlen und abdrängen ließ. Der Rest wurde mir auf der Reise nach Rom, unweit von

dem heiligen Loreto, von einer Bande Straßenräuber gewaltsam abgenommen.

Das Gewissen wird diese Herren Banditen aber wohl nicht allzu heftig gepeinigt haben, denn ihre Beute war noch immer so ansehnlich, daß sie für den tausendsten Teil davon sowohl für sich als auch für ihre Kinder und Kindeskinde vollkommenen Ablass sogar aus der ersten und besten Hand dafür kaufen konnten.



### Sünfzehntes Kapitel.

Wie der Freiherr eine Riesenkanone des Sultans in den Bosphorus warf. — Was der Freiherr bei der Belagerung von Gibraltar tat und erlebte. — Wie der Vater des Freiherrn auf einem Seepferd von England nach Holland ritt. — Wie der Freiherr in London aus einer Kanone geschossen wurde.

Als die Gäste des Freiherrn von Münchhausen eines Abends ohne den Hausherrn versammelt waren, nahm einer von ihnen, der den Freiherrn auf dessen Reise in die Türkei begleitet hatte, das Wort, um auch seinerseits von den Erlebnissen und Taten des großen Reisenden zu berichten, soviel ihm davon bekannt geworden war.

Nicht weit von Konstantinopel, so begann er, befindet sich ein ungeheuer großes Geschütz, dessen der Baron Tott in seinen neulich herausgekommenen Denkwürdigkeiten besonders Erwähnung tut. Was er davon meldet, ist, soviel ich mich erinnere, folgendes:

„Die Türken hatten unweit der Stadt über der Zitadelle auf dem Ufer des berühmten Flusses Simois ein ungeheures Geschütz aufgepflanzt. Dasselbe war ganz aus Kupfer gegossen

und schoß eine Marmorkugel von wenigstens elfhundert Pfund Gewicht. „Ich hatte große Lust,“ schreibt Tott, „es abzufeuern, um erst aus seiner Wirkung gehörig zu urtheilen. Alles Volk um mich her zitterte und bebte, weil es sich versichert hielt, daß Schloß und Stadt davon über den Haufen stürzen würden. Endlich ließ doch die Furcht ein wenig nach, und ich bekam Erlaubnis, das Geschütz abzufeuern. Es wurden nicht weniger als dreihundertunddreißig Pfund Pulver dazu erfordert, und die Kugel wog, wie ich vorhin sagte, elfhundert Pfund. Als der Kanonier mit dem Zünder ankam, zog sich der Haufen, der mich umgab, so weit zurück, als er konnte. Mit genauer Not überredete ich den Bassa, der aus Besorgnis herzukam, daß keine Gefahr zu befürchten sei. Selbst dem Kanonier, der es nach meiner Anweisung abfeuern sollte, klopfte vor Angst das Herz. Ich nahm meinen Platz in einer Mauerchanze hinter dem Geschütz, gab das Zeichen und fühlte einen Stoß wie von einem Erdbeben. In einer Entfernung von dreihundert Klaftern zersprang die Kugel in drei Stücke; diese flogen über die Meerenge, prallten von dem Wasser empor an die gegenseitigen Berge und verwandelten den ganzen Kanal, so breit er war, in eine einzige Schaummasse.“

Soviel ich mich erinnere, meine Herren, ist dies Baron Totts authentische Nachricht von der größten Kanone in der bekannten Welt. Als nun der Herr von Münchhausen und ich jene Gegend besuchten, wurde uns die Abfeuerung des ungeheuren Geschützes durch den Baron Tott als ein Beispiel von der unvergleichlichen Herzhaftigkeit dieses Herrn erzählt.

Unser Freund Münchhausen ist, wie Sie alle wissen, ein Mann von feinem Ehrgeiz und ein Deutscher bis ins Mark. Er konnte es daher durchaus nicht vertragen, daß ein Franzose —



denn Tott ist ein Franzose — ihm etwas zuvorgetan haben sollte. Ehe ich mich dessen versah, hatte er das kolossale Geschützrohr auf seine Schulter gehoben, brachte es mit einem Ruck in die wagerechte Lage, sprang damit ohne weiteres ins Meer und schwamm zur gegenüberliegenden Küste.

Dort angelangt, kriegte er den unglücklichen Einfall, die Kanone auf ihre vorige Stelle zurückzuwerfen. Ich nenne den Einfall mit Bedacht einen unglücklichen, denn das Geschütz glitt ihm zu früh aus der Hand, gerade als er im besten Schwunge war. Und so geschah es, daß das gewaltige kupferne Rohr mitten in die Meerenge fiel, wo es heute noch liegt und wahrscheinlich bis an den jüngsten Tag liegen bleiben wird.

Und dies, meine Herren, war auch die eigentliche Ursache des Zerwürfnisses zwischen dem Herrn Baron und dem Großsultan. Die Schatzgeschichte, die er gestern abend als Grund der Ungnade angab, war längst vergessen, denn der Beherrscher aller Gläubigen hat unerschöpfliche Einnahmequellen und konnte seine Schatzgewölbe bald wieder füllen. Aber der Verlust dieses Geschützes stieg dem grausamen Türken so zu Kopfe, daß er wütend den Befehl gab, dem Baron den kürzesten Prozeß zu machen und ihn unverzüglich hinzurichten.

Ein Offizier wurde mit einem Kommando Soldaten ausgesandt, unsern Münchhausen zu fangen und dem Scharfrichter auszuliefern. Allein eine der Sultaninnen warnte den Baron und wies ihm ein Versteck an, und in der nächstfolgenden Nacht flüchteten wir auf ein Schiff, das gerade im Begriff war, nach Venedig abzufegeln, und so entgingen wir glücklich allen Gefahren.

Münchhausen erzählt nicht gern etwas von dieser Sache, weil es ihm nicht gelungen war, die Kanone über den Bosphorus zu werfen, wie es ihm überhaupt zuwider ist, Mißerfolge zu





erwähnen. Ich meine aber, er braucht sich dieses Vorfalles durchaus nicht zu schämen, und darum nehme ich keinen Anstand, diese Begebenheit gelegentlich einmal hinter seinem Rücken mitzutheilen.

\* \* \*

An einem der nächsten Abende fand sich der Freiherr wieder im Kreise seiner Freunde ein. Er war augenscheinlich in der besten Erzählerlaune, was allseitig mit Vergnügen und froher Erwartung bemerkt wurde. So galt auch hier das Wort des großen Virgil:

„Conticuere omnes, intentique ora tenebant“, zu deutsch: „Alle schwiegen und lauschten mit unverwendeten Blicken“, und Münchhausen ließ sich nicht lange nötigen, stopfte die Pfeife, leerte ein Glas Punsch und begann:

Während der Belagerung von Gibraltar wurde mir Gelegenheit gegeben, mit einer Proviantflotte unter Lord Rodney nach diesem Felsenest zu segeln und daselbst meinen alten Freund, den General Elliot, zu besuchen, der sich durch die Verteidigung der Festung so unvergängliche Lorbeeren erworben hat. Er führte mich durch die Werke und Kasematten und hierbei gewahrte ich zufällig mit Hilfe meines Hollandschen Teleskopes, daß der Feind soeben im Begriff war, einen Sechsenddreißigpfünder gegen den Fleck abzufeuern, auf dem wir standen.

Ich machte den General hierauf aufmerksam, er ließ sich mein Perspektiv und fand meine Wahrnehmung richtig. Mit seiner Erlaubnis ließ ich sogleich einen Achtundvierzigpfünder von der nächsten Batterie heranschaffen und richtete ihn eigenhändig gegen den Feind; denn, meine Herren, was artilleristische Kunst betrifft, habe ich, ohne mich zu rühmen, meinen Meister noch nicht gefunden. Und so war ich auch diesmal meines Zieles gewiß.

In dem Augenblick, als man drüben die Lunte an das Zündloch des Sechsenddreißigpfünders brachte, ließ auch ich mein Geschütz abfeuern. Die Kugeln begegneten einander auf halbem Wege und schlugen mit fürchterlicher Stärke gegeneinander. Die Wirkung war staunenerregend.

Die feindliche Kugel wurde mit solcher Heftigkeit zurückgeworfen, daß sie nicht nur dem Manne, der sie abgeschossen hatte, den Kopf glatt wegnahm, sondern auch noch sechzehn andern Leuten, die ihr auf ihrem Fluge nach der afrikanischen Küste im Wege standen, die Köpfe vom Rumpfe riß. Ehe sie aber die Verberei erreichte, fuhr sie durch die Hauptmasten von drei Schiffen, die hintereinander im Hafen lagen, und dann flog sie noch gegen zweihundert englische Meilen in Afrika hinein und schlug zuletzt durch das Dach einer Bauernhütte und brachte ein altes Mütterchen um die wenigen Zähne, die ihm noch übrig waren.

Unsere eigene Kugel verrichtete genau die Dienste, die ich von ihr erwartet hatte. Sie warf nicht nur die andere auf die soeben beschriebene Weise zurück, sondern setzte auch ihren Weg fort, hob den feindlichen Sechsenddreißigpfünder von der Lafette und warf ihn mit solcher Gewalt in den Kielraum eines feindlichen Schiffes, daß dessen Boden durchschlagen wurde. Es schöpfte Wasser und sank mit tausend spanischen Matrosen und ungefähr ebensoviel Soldaten auf den Grund.

Das war eine Tat, die mir sicherlich nicht so leicht einer nachmacht. Ich will sie aber trotzdem nicht ganz und gar auf die Rechnung meines Verdienstes setzen. Ich hatte sie zwar geplant, allein der Zufall tat auch etwas dabei. Es stellte sich nämlich hinterher heraus, daß unser Achtundvierzigpfünder aus Versehen eine doppelte Pulverladung erhalten hatte.

Ich blieb in der Festung, bis es mir gelungen war, meinem Freunde Elliot noch einen weiteren guten Dienst zu leisten. Nach Verlauf von etwa drei Wochen bot sich die Gelegenheit hierzu.

Als Priester verkleidet verließ ich um ein Uhr Morgens die Festung und schritt ungehindert durch die Linien der belagernden Spanier und Franzosen und mitten hinein in ihr Lager. Dort ging ich in das Zelt, wo die Generale, unter ihnen der Graf von Artois, einen Plan entwarfen, nach welchem am nächsten Morgen die Festung erstürmt werden sollte. Ohne Verdacht zu erregen hörte und sah ich alles, was getan und gesprochen wurde.

Endlich begab man sich zur Ruhe, und nun fand ich das ganze Lager, die Schildwachen eingerechnet, in tiefstem Schlafe. Sogleich machte ich mich an die Arbeit. Zunächst nahm ich alle Kanonenrohre, von den Achtundvierzigpfündern bis zu den Vierundzwanzigpfündern, aus den Lafetten und schleuderte sie drei Meilen weit hinaus in die See. Es war dies eine tüchtige Leistung, meine Herren, denn Sie müssen bedenken, daß ich keine Hilfe dabei hatte. Nur eine größere habe ich vollbracht, und das war, als ich mit dem ungeheuren, von Baron Tott beschriebenen türkischen Geschütz über den Bosporus schwamm. Ich habe gehört, daß in meiner Abwesenheit einer meiner Bekannten Ihnen davon erzählt hat.

Sobald ich mit der Beseitigung der Kanonenrohre fertig war, schleppte ich alle Lafetten, Prozen und Karren nach der Mitte des Lagers und türmte sie hier aufeinander, so daß ein Haufen entstand, der an Höhe der des Felsens von Gibraltar nicht nachstand. Darauf schlug ich mit dem abgebrochenen Stücke eines Achtundvierzigpfüunders an einem Kiesel, der zwanzig Fuß unter der Erde in einer noch von den Arabern gebauten Mauer

steckte, Feuer und setzte den ganzen Haufen in Brand. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß ich sämtliche Kriegsvorräte des Feindes noch oben draufgepackt hatte.

Es gab eine ungeheure Feuersbrunst. Ich schlug zuerst Lärm, um jedem Verdachte zu entgehen. Das ganze Lager geriet in das schrecklichste Erstaunen, und bald kam man zu der Überzeugung, daß die Engländer die Wachen bestochen und heimlich sieben oder acht Regimenter ins Lager geschickt hätten, diese greuliche Zerstörung anzurichten.

Der Geschichtschreiber Drinkwater erwähnt in seiner Beschreibung dieser berühmten Belagerung eines großen Verlustes, den die Feinde durch einen im Lager entstandenen gewaltigen Brand erlitten hätten; über die Entstehungursache dieses Brandes aber wußte er nichts anzugeben. Wie sollte er auch davon Kenntniß erlangt haben? Denn ich entdeckte die Sache noch keinem Menschen, selbst nicht dem General Elliot, obgleich ich allein durch die Arbeit jener Nacht Gibraltar gerettet habe.

Der Graf von Artois lief im ersten Schrecken mit allen seinen Soldaten davon; sie rannten vierzehn Tage ohne einmal stille zu halten, bis sie Paris erreichten. Eine bemerkenswerte Folge ihrer Angst war, daß sie drei Monate lang keinen Bissen Nahrung zu sich nehmen konnten, sondern allein von der Luft zu leben gezwungen waren.

Zwei Monate darauf saß ich mit Elliot beim Frühstück; da kam eine Bombe geflogen und fiel auf unsern Tisch nieder. Der General machte, daß er davonskam und sich in Sicherheit brachte, ich aber nahm die Bombe auf, ehe sie platzte, und trug sie auf die Spitze des Felsens. Von hier aus hat man einen weiten Rundblick. Ich sah auf einem Hügel an der Küste, un-



weit des feindlichen Lagers, eine Menge Leute, konnte aber mit unbewaffnetem Auge nicht entdecken, was sie da vorhatten.

Ich setzte also mein Perspektiv ans Auge und sah nun, daß der feindliche Haufen zwei von unsern Offizieren, einen General und einen Obersten, umringte. Die beiden hatten sich in der vergangenen Nacht als Spione in das spanische Lager geschlichen, waren ergriffen worden und sollten nun gehängt werden. Das mußte ich verhindern, und dazu war die Bombe, die noch immer in meiner Hand rauchte und zischte, das geeignete Mittel.

Die Entfernung war jedoch zu groß, um das Geschöß aus freier Faust zu werfen. Zum Glück fiel mir ein, daß ich die Schleuder in der Tasche hatte, mit deren Hilfe einst David den Riesen Goliath niedergeworfen. Ich legte die Bombe in die Schlinge und schleuderte sie sogleich mitten in den Haufen der Spanier hinein. Sie pläzte mit furchtbarem Krachen und tötete alle Umstehenden, mit Ausnahme der beiden englischen Offiziere, die zu ihrem Glück gerade am Galgen emporgezogen worden waren und somit ein ziemliches Stück über dem Erdboden schwebten. Ein Sprengstück flog jedoch gegen den Fuß des Galgens, der dadurch sogleich umfiel.

Unsere beiden Freunde spürten kaum wieder den festen Boden unter sich, als sie sich nach der Ursache dieser unerwarteten Katastrophe umsahen, und da sie fanden, daß Wache, Henker, Soldaten und alle andern den Einfall gekriegt hatten, vor ihnen zu sterben, da machten sie einander von den unbehaglichen Halsbändern los, rannten zum Strande, sprangen in ein spanisches Boot und zwangen die beiden Leute, die darin waren, sie zu einem englischen Kriegsschiff zu rudern.

Kurz darauf, als ich gerade dem General Elliot die Sache erzählte, kamen sie herbei, und nach gegenseitigen Erklärungen



und Glückwünschen feierten wir diesen merkwürdigen Tag auf eine höchst angemessene Weise.

Ich sehe es Ihnen an, meine Herren, daß Sie gar zu gern erfahren möchten, wie in aller Welt ich zu Davids Schleuder

gekommen sei. Diese Geschichte ist zu lang und zu verwickelt, um sie hier ausführlich erzählen zu können, auch ist eine Reihe von Familiengeheimnissen damit verknüpft, an die ich nicht rühren darf. Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß die Frau des Urias dem König David bei einer besonderen Gelegenheit diese Schleuder entwendete und sie später mit sich nach Ägypten nahm. Durch einen ihrer Nachkommen gelangte das berühmte Werkzeug an einen meiner Vorfahren. Tatsache ist, daß mein Urgroßvater, der vor zweihundertundfünfzig Jahren lebte, eine handschriftliche Aufzeichnung darüber hinterlassen hat.

Mein Vater, von dem ich die Schleuder kurz vor meiner Reise nach Gibraltar erbt, erzählte mir folgende merkwürdige und mit der Schleuder in Verbindung stehende Geschichte, die auch seine Freunde öfters von ihm gehört haben, und an deren Wahrheit niemand zweifeln wird, der den ehrlichen alten Herrn gekannt hat.

„Gelegentlich einer meiner häufigen Anwesenheiten in England,“ so begann er, „ging ich einmal unweit Harwich am Strande der See spazieren. Plötzlich kam ein grimmiges Seepferd mit äußerster Wut auf mich los. Ich führte keine Waffe, nur die Schleuder bei mir. Schnell raffte ich zwei Kieselsteine auf und schleuderte sie so geschickt nach dem Kopfe des Tieres, daß ich ihm mit jedem der Steine ein Auge auswarf. Darauf schwang ich mich auf seinen Rücken und ritt mit ihm ins Wasser, denn mit seinem Augenlicht hatte es auch seine Wildheit verloren und war nun so gefügig und zahm wie ein Lamm.

Statt des Zaumes legte ich ihm meine Schleuder ins Maul und trabte dann mit der größten Gemächlichkeit durch die Tiefen des Ozeans dahin. Der Kanal hat dort eine Breite von etwa

dreißig Seemeilen, trotzdem langte ich schon nach einem Ritt von drei Stunden am gegenüberliegenden Ufer an.

In Helvoetsluys verkaufte ich mein Seepferd für siebenhundert Dukaten an den Wirt des Gasthauses „Zu den drei Kelchen“, der es als ein äußerst seltenes Tier zur Schau stellte und viel Geld damit verdiente. In Buffons Naturgeschichtswerk ist eine genaue Abbildung meines Seepferdes vorhanden.

So sonderbar die Art meiner Reise von England nach Holland war,“ so fuhr mein Vater fort, „so muß ich doch die Wahrnehmungen und Entdeckungen, die ich auf derselben machte, als noch viel außerordentlicher bezeichnen.

Mein Seegaul schwamm nämlich nicht, sondern lief mit unglaublicher Geschwindigkeit auf dem Grunde des Meeres dahin und trieb dabei Millionen von Fischen vor sich her, von denen viele ganz verschieden von denen waren, die ich bis dahin kennen gelernt hatte. Einige hatten den Kopf in der Mitte des Leibes, andre am äußersten Ende des Schwanzes. Auch kam ich an Fischen vorüber, die in großer Anzahl beisammen saßen und unaussprechlich schöne Chorgefänge ausführten; andre bauten aus gebiegenem Wasser die prächtigsten durchsichtigen Gebäude auf, die mit mächtigen Säulen umgeben waren, in denen eine Materie, die ich für Feuer hielt, in den angenehmsten Farben und in den reizendsten wellenförmigen Bewegungen auf- und niederwallte. Diese Gebäude schienen mir zu Schulen und Erziehungsanstalten für die junge Fischbrut bestimmt zu sein.

Ich kam unter andern auch über eine ungeheure Gebirgskette hin, die mindestens so hoch war wie die Alpen. An den Felshängen wuchsen Bäume von mannigfaltiger Art. Sie trugen als Früchte Hummern, Krebse, Austern, Kammaustern, Muscheln, Seeschnellen und dergleichen, von denen oft ein einziges

Stück eine Ladung für einen Frachtwagen gewesen wäre; an der kleinsten Muschel hätte ein Lastträger schwer zu schleppen gehabt.

Die Hummernbäume schienen am vollsten zu sitzen, die Krebs- und Austerbäume aber waren die größten. Die kleinen Seeschnellen wachsen auf Sträuchern, die immer am Fuße der Austerbäume stehen und sich mit langen Ranken an den Stämmen hinaufwinden, etwa wie bei uns der Efeu sich an den Bäumen emporrankt.

In den tieferen Seetälern empfand ich den Mangel an Luft recht unangenehm, und auch sonst war meine Lage nicht unbedenklich. Von Zeit zu Zeit begegnete ich großen Fischen, die bei meinem Anblick den Rachen aufrißen und Miene machten, mich und mein Seepferd zu verschlingen. Da dieses letztere jedoch blind war, so beruhte es einzig auf meiner geschickten und vorsichtigen Führung, daß ich den menschenfreundlichen Absichten dieser hungrigen Herren entging. Ich beschleunigte die Gangart meines Rosinante nach Möglichkeit und erreichte schließlich auch wohlbehalten Hollands gastliche Küste.“

Soweit, meine Herren, die Erzählung meines Vaters, an die ich durch die Schleuder Davids erinnert wurde. Von dieser Schleuder selber ist leider nicht mehr viel übrig geblieben. Sie scheint, nachdem sie sich so lange in meiner Familie erhalten und vielen meiner Vorfahren die wichtigsten Dienste geleistet hat, in dem Rachen des Seepferdes den Rest gekriegt zu haben.

Ich habe nur einmal Gebrauch von ihr gemacht, als ich, wie ich Ihnen erzählte, den Spaniern eine ihrer Bomben wieder zurückschickte und dadurch zwei wackere Männer vom Galgen rettete. Dabei wurde die Schleuder, die vorher schon etwas mürbe war, vollends ruiniert. Der größte Teil davon flog mit der Bombe weg, das übrige kleine Stückchen, das mir in der

Hand blieb, liegt jetzt in unserm Familienarchiv, wo es nebst andern wichtigen Altertümern zum ewigen Angedenken aufbewahrt wird.

Von Gibraltar reiste ich nach England zurück. Und hier hatte ich bald darauf eins der sonderbarsten Erlebnisse meines Lebens.

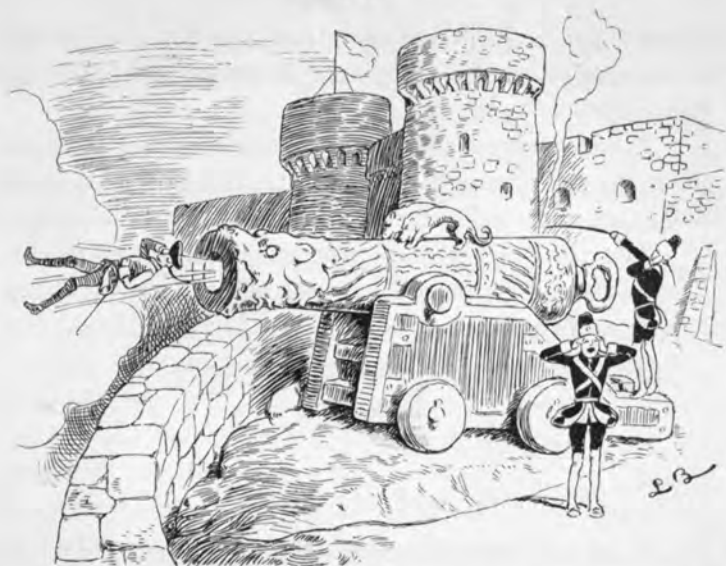
Ich war eines Tages zur Themse hinuntergegangen, um einige Sachen verladen zu sehen, die einem meiner Bekannten in Hamburg zugeschickt werden sollten. Um die Mittagszeit spazierte ich über Tower Hill zurück. Es war drückend heiß, und da mich eine unbezwingliche Müdigkeit überkam, kroch ich in eine der großen Kanonen hinein, die auf der Bastion des Towers stehen, und schlief in diesem kühlen Behältnis auch so gleich ein.

Allein, meine Herren, ich hatte meine Rechnung ohne Seine Majestät, den König Georg IV. gemacht. Der Geburtstag dieses Herrn fiel nämlich immer auf den vierten Juni, und dieser Tag war zufällig gerade der vierte Juni.

Pünktlich um ein Uhr wurde Salut geschossen, natürlich auch mit allen Kanonen des Towers. Man hatte sie bereits am Morgen geladen, und da niemand mich hier vermuten konnte, so wurde ich über den Fluß und über die Stadtteile jenseit desselben hinweg ins Land hinaus bis in den Hof eines zwischen Vermondssey und Deptford wohnenden Pächters geschossen. Hier landete ich auf einem großen Heuhaufen und blieb ohne aufzuwachen liegen, was aus der großen Betäubung wohl erklärlich ist.

Drei Monate später stieg das Heu gewaltig im Preise, und der Pächter verkaufte seinen Vorrat, um den günstigen Zeitpunkt auszunutzen und einen guten Schnitt zu machen.

Der Haufen, auf dem ich lag, hielt mindestens fünfhundert



Fuder; er war der größte auf dem ganzen Hofe. Durch das Lärmen der Leute, die ihre Leitern angelegt hatten und auf den Haufen hinaufsteigen wollten, wachte ich auf. Noch schlaftrunken rappelte ich mich empor, ganz im Unklaren darüber, wo ich mich befand und was mit mir vorgegangen war. Ich stolperte und stürzte hinab, zufällig gerade auf den Eigentümer des Heues. Ich selber erlitt keinen Schaden, der Pächter aber war mausetot, denn ich hatte ihm unschuldigerweise das Genick gebrochen.

Schon begann ich zu fürchten, daß die Arbeiter des Hofes mir übel mitspielen würden, da aber vernahm ich zu meiner großen Beruhigung, daß der Kerl ein abscheulicher Wucherjude gewesen sei, der immer mit den Erträgnissen seiner Ländereien so lange zurückhielt, bis erst bittere Teuerung einriß und er mit  
Münchhausen.



übermäßigem Profit sie verkaufen konnte, so daß also sein gewaltsamer Tod für ihn eine gerechte Strafe und für das Publikum eine Wohlthat war.

Meine Londoner Freunde aber wunderten sich sehr, als ich wieder vor ihnen erschien, da sie ihre Nachforschungen längst aufgegeben und mich bereits für verschollen erachtet hatten.

Nun lassen Sie es für heute genug sein, meine Herren; morgen will ich Ihnen erzählen, was mir mit dem berühmten Fliegenden Holländer begegnete.



## Sechzehntes Kapitel.

Wie der Freiherr Schiffbruch litt und an Bord des fliegenden Holländers kam. — Was er von diesem Abenteuer, das er selber sein größtes und erhabenstes nennt, zu berichten hatte.

Ich müßte in dieser kuriosen Welt herzlich wenig erlebt haben, so begann der Freiherr in der am folgenden Abend versammelten Tafelrunde, wenn ich nicht auch schon verschiedentlich Schiffbruch erlitten hätte. Aber stets bin mit wehender Flagge davongekommen. Einmal rettete ich mich von einem sinkenden Schiffe im Atlantischen Ozean auf einem Maulesel. Wir schwammen hundert Meilen in drei Tagen, und während der ganzen Zeit hatte ich nichts zu essen, als des Maulesels Ohren. Und von Schlaf war gar keine Rede, dazu ließ mich mein Maulesel nicht kommen. Wir hatten nämlich eine ganze Herde von Hai'schen um uns und hinter uns her, und jedem einzelnen schlug er mit den Hufen den Kopf ein, der Reihe nach jedem einzelnen. Sie können sich wohl denken, meine

Herrn, daß es mir unmöglich sein mußte, dabei ein Auge zuzutun.

Ein andermal bin ich auf einem Eisberg mit einem Notmast durch die Straße von Neufundland gesegelt und mußte mich dabei fortwährend mit sechs Eisbären um einen Sitzplatz balgen.

Doch ich wollte Ihnen vom Fliegenden Holländer erzählen. Ich befand mich mit meiner Schwester, der Fürstin Karakuban, auf der Reise nach Amerika. Ihr Gemahl war drüben Gesandter und ich hatte einen geheimen Auftrag der russischen Regierung auszuführen.

Unweit des Golfstroms kriegte das Schiff einen Leck und füllte sich mit Wasser. Die Besatzung flüchtete in die Boote, ich aber blieb mit meiner Schwester an Bord, weil ich wußte, daß das Fahrzeug seiner Ladung wegen nicht gänzlich versinken konnte. Im schlimmsten Falle hätte ich es wieder so gemacht, wie in der Ragusanischen Fesluffe; Sie erinnern sich, meine Herren.

Eines Morgens gewahrten wir ein großes, fremdartig aussehendes Schiff nicht weit von uns. Es sah aus wie eine der Karavellen, mit denen der große Kolumbus ausfuhr, um Amerika zu entdecken.

Das Schiff wimmelte von Leuten, alle in wunderlicher, altmodischer Tracht, wie die Masken eines Karnevalsfestes, oder wie Wachfiguren, die aus einer Schaubude ausgebrochen waren. Hoch auf dem turmartigen Hinterteil standen drei Männer, reicher gekleidet als die übrigen und mit wallenden Federn auf den Hüten. Der Größte und Stattlichste von ihnen verbeugte sich tief vor uns und winkte uns mit dem Hut.

Es dauerte nicht lange, da stieß ein Boot von der Karavelle ab, und der große Fremde kam zu uns an Bord. Er war eine

bemerkenswerte Persönlichkeit. Ein zuckerhutförmiger, breitkrepiger Hut mit einer weißen Straußenfeder, ein Wams von Purpursamt, braunseidene Pluderhosen und ein langer Degen an einem kostbaren Bandelier bildeten ein Kostüm, wie ich es bis dahin nur auf alten Gemälden gesehen hatte. Meine Schwester,



die Fürstin, war darüber ebenso erstaunt wie ich. Er küßte ihr ehrerbietig die Hand und machte mir abermals eine tiefe Verbeugung.

Meine Schwester, die sich vor Verwunderung noch immer nicht fassen konnte, sagte verstohlen etwas auf englisch zu mir.

„Ah,“ fing der Fremde an, „die Herrschaften sind Engländer, nicht wahr?“

„Mit nichten,“ entgegnete ich; „wir sind Deutsche. Ich bin der Baron von Münchhausen und diese Dame ist die Fürstin Karakuban, durch Heirat zwar eine Russin, aber meine Schwester. Und mit wem haben wir die Ehre?“

„Ich bin Arend Albertsen van Libergen. Ihr sprecht aber Englands Sprache, auch ich habe diese in London erlernt. Wie befindet sich Ihre glorreiche Majestät, die Königin Elisabeth?“

„Die Königin Elisabeth?“ wiederholte ich ganz erschrocken. „Meinen Sie die alte Königin Elisabeth, die dazumal Maria Stuart hinrichten ließ?“

„Die meine ich,“ antwortete er.

Meine Schwester stieß einen unterdrückten Schrei aus, ich aber sagte ihm, daß die Königin Elisabeth seit Jahrhunderten schon tot sei. Dann fragte ich, wo er zu Hause wäre.

„In Holland,“ antwortete er. „Ich habe eine Reise nach Indien gemacht und bin auf der Rückfahrt nach Amsterdam.“

Mein stets sehr schnell arbeitender Verstand brachte mich sogleich auf den richtigen Gedanken.

„Um Vergebung, Mynherr,“ sagte ich, „find Sie der Fliegende Holländer?“

„Ich weiß nicht, was Ihr meint,“ erwiderte van Libergen.

„Ein Holländer bin ich, der dem Borne des Himmels entrinnen möchte. Ich bin ein großer Sünder, hoffe aber auf Gnade.“

„Er ist der Fliegende Holländer, so wahr ich ehrlich bin!“ sagte ich leise zu der Fürstin, meiner Schwester. „Ein Zeitgenosse der Königin Elisabeth, bei allem, was wunderbar ist! — Ich freue mich, Sie kennen zu lernen,“ wendete ich mich dann zu dem Wyntherr. „Was gibt's neues in Amsterdam?“

„Es ist lange her, seit ich Amsterdam verließ,“ antwortete er, „ich weiß nicht wie lange. Kurz zuvor, ehe wir nach Indien in See gingen, war Antwerpen von den Hispanischen berannt und eingenommen worden.“

Jetzt bestand kein Zweifel mehr für mich, der fremde Kapitän war der Fliegende Holländer und kein anderer. Mein erster Gedanke war, was werden deine Bekannten daheim zu diesem unerhörten Erlebnis sagen?

Kapitän van Viberger forderte uns auf, mit an Bord seines Schiffes zu kommen; wir folgten ihm gern, da der Aufenthalt in den mit Wasser gefüllten Kammern unseres Fahrzeugs kein angenehmer war.

An Bord der Karavelle fanden wir außer der Mannschaft zwei ähnlich wie Viberger gekleidete Herren und eine Dame, die an Schönheit meiner Schwester nicht nachstand und in die schwere Hoftracht vergangener Zeiten gekleidet war.

„Dies sind die Herren Adrian van Bechter und Dirksen Hybertsen,“ stellte der Fliegende Holländer vor, „und dies ist Frau Kornelia van Bechter, Adrians, meines Veters, Weib.“

Man führte uns sogleich zur Tafel. Ehe wir aber mit dem Essen beginnen konnten, stand der Fliegende Holländer auf und sprach ein Gebet; ich dachte, wir würden nach Amsterdam kommen, ehe er damit zu Ende wäre. Ich habe auf keiner meiner Fahrten jemals einen frömmeren Menschen angetroffen.

Während des Essens baten die Herrschaften mich um Aus-

kunst über die Belagerung von Antwerpen, die Übergabe von Brüssel und Gent, über ruckbar gewordene Reutereien der Wallonen, und ob England die den Niederlanden zugesagte Hilfe denselben auch gewährt habe, kurz, über Dinge, die einer längstvergangenen Zeit angehörten und von denen ich nur herzlich wenig mehr wußte. Und als sie dann nach dem Prinzen von Parma, nach Wilhelm von Oranien, Moriz von Nassau und Heinrich von Navarra fragten und ich ihnen versicherte, daß diese Leute sämtlich längst, längst tot seien, da wurden sie alle sehr betrübt.

„Tot!“ seufzte die schöne Frau Kornelia. „Dann sind auch unsere Verwandten und Freunde nicht mehr auf dieser Welt!“

„Sind wir selber denn nicht auch tot?“ sagte Libergen traurig. „Nur Gottes Gnade erhielt uns bis jetzt, damit wir Zeit fänden, unsere Sünden abzubüßen. Wenn die Sühne vollbracht ist, dann werden auch wir zu sein aufhören.“

„Nur Mut, Kapitän,“ entgegnete ich, „das kann so schlimm nicht sein. Wollen mal die Zeiten vergleichen. Also Königin Elisabeth, sagten Sie. Das war ungefähr anno 1587. Jetzt schreiben wir 1777. Es ist also etwa hundertundneunzig Jahre her, seit Sie von Amsterdam absegelten. Donnerwetter, das ist allerdings die längste Reise, von der ich jemals gehört habe!“

Die Herrschaften senkten traurig die Köpfe.

„Wer hätte gedacht,“ sagte Libergen, „daß wir das Schicksal des ewigen Juden teilen müßten?“

„Ich will Ihnen sagen, wie die Geschichte ist,“ fuhr ich fort. „Sie sind der Fliegende Holländer, darauf gebe ich Ihnen mein Wort; aber lassen Sie sich keine grauen Haare darüber wachsen. Ich habe oft von Ihnen gehört, Sie sind den Seefahrern wohlbekannt, und es ist mir durchaus nicht unlieb, Ihnen

begegnet zu sein. Aber erklären Sie mir doch gefälligst, warum fliegen Sie so herum, bohren Schiffe in den Grund, segeln unnatürlich gegen den Wind und bringen alles in Aufregung, Neptun im allgemeinen und die ganze christliche Seefahrt im besondern? Warum laufen Sie keinen Hafen an? Sie müssen einen absonderlichen Narren am Kreuzen gefressen haben. Ich in Ihrer Stelle sehnte mich doch ab und zu nach dem Lande, wollen mal sagen, alle fünfzig Jahre einmal.“

„Ihr sollt unser Schicksal erfahren,“ sagte der Kapitän und winkte den Hindusklassen, die bei Tische aufgewartet hatten, die Kajüte zu verlassen.

„Dieses Schiff ist geladen mit den Tränen und dem Schweiß Indiens,“ begann er, „von mir verwandelt in Edelsteine und Gold und köstliche Waren. Ich wußte, daß eine frühe Ankunft in der Heimat mir doppelten Gewinn sicherte, und ich tat einen Schwur, daß nichts mich während der Fahrt aufhalten sollte. Ich hielt den Schwur, und dafür straft mich der Zorn Gottes.“

Am neunzigsten Tage der Reise, noch hundert Meilen von Amsterdam, trieb ein Wrack in unsere Nähe, auf dem zwei Schiffbrüchige meine Hilfe anriefen.

Meine Base, Frau Kornelia van Bechter, bat mich unter Tränen, den Unglücklichen beizustehen; ich aber bedrohte den Mann am Ruder mit dem Schwerte, wenn er vom Kurse abwich.

Da erscholl eine Stimme von dem Wrack, gewaltig wie die Posaune des jüngsten Gerichts: Segeln sollst du ohne Last, ohne Ruh, und nie den Port erreichen, du habest denn Buße getan!

Kornelia aber rief: Wehe uns! Der Heiland war auf dem Wrack! Du hast ihn verlassen und nun ist sein Fluch auf uns!



Seit der Zeit haben wir gesegelt und segeln noch. Ohne Raft, ohne Ruh. Die Zeit hat aufgehört für uns. Wir kennen weder mehr die Tage, noch die Monate, noch die Jahre. Und was für Schrecken mußten wir erleben! Wir sind Zeugen geworden aller Schiffbrüche seit jener Stunde. Wo ein Fahrzeug zugrunde ging im entferntesten Meere, dorthin flog diese Karavelle mit der Schnelligkeit des Blitzes, entgegen den Stürmen und Ungewittern. Kein Todeskampf, kein Ruf verzweifelnder Menschen, den unsere Augen nicht sahen, unsere Ohren nicht hörten! Wir flogen von Sturm zu Sturm, gepeitscht von entgegenrollenden Wogen; wir entdeckten neue Meere und fanden überall neues Entsetzen. Aber nie kam mir der Wunsch, eine einzige untergehende Seele zu retten.

Endlich aber ergriff uns eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Ruhe und Frieden; wir bereuten unter Zittern und Zagen.

Als die Sonne heute aufging, sah ich Guer Brack und brachte Euch Hilfe.“

Das war eine erbauliche Geschichte, meine Herren, besser als manche Predigt, die ich gehört habe.

Der Bann, der auf dem Fliegenden Holländer gelastet hatte, war gehoben. Daß er uns rettete, war seine Erlösung geworden. Mit günstigem Winde näherte sich die Karavelle dem Englischen Kanal.

Auf meine Bitte führte Libergen uns in den Schiffsraum und zeigte uns solche Schätze von edlen Gewürzen, Gummi, indischer Seide, Goldstaub und Schmuckgegenständen, Perlen und köstlichen Steinen, daß unsere Augen noch tagelang nachher geblendet waren.

Es war merkwürdig, wie gut die Gewürze, Mandeln und Kofosnüsse sich gehalten hatten. Sie waren so frisch, als wären

sie erst gestern gepflückt, und doch waren seitdem schon beinahe zweihundert Jahre vergangen. Als ich eine Bemerkung darüber machte, sagte der Fliegende:

„Das ist eben ein Teil unserer Strafe. Unsere Reichthümer verdarben nicht und doch war uns ihre Verwendung versagt und wir durften sie nicht in unsere Heimat führen. Inmitten der Früchte unsers Strebens befanden wir uns unter dem Fluche bitterer Entbehrungen. Nehmt Euch davon, was Euch gefällt, für mich hat das alles keinen Wert mehr.“

Ich hörte, wie meine Schwester sich hinter mir die Nase aus schnaubte, und erkannte daraus, daß sie vor Rührung weinte. Natürlich dachten wir nicht daran, uns mit den Kostbarkeiten des Fliegenden die Taschen zu füllen, wohl aber steckte ich einige der Mandeln zu mir; die waren nämlich so groß wie eine gute Faust, und ich hätte gern Bäume daraus gezogen, um diese prachtvollen Früchte auch auf meinen Besitzungen ernten zu können.

Als Kapitän Libergen meine Schwester aus Mitgefühl für sein seltsam trauriges Geschick weinen sah, nahm er eine Schnur Perlen von unermeslichem Werte und legte sie um ihren Hals. Eine ihrer Tränen fiel dabei auf seine Hand und er sagte bewegt:

„Habt Dank für Euer Mitleid, Frau Fürstin.“

Das Schiff näherte sich mit günstigem Winde dem Hafen von Amsterdam. An einem schönen Sommermorgen kamen eine flache, grüne Küste, der Mastenwald eines großen Hafens und die Thürme und Dächer einer großen Stadt in Sicht

„Nun sind Sie bald wieder daheim, Kapitän van Libergen,“ sagte ich zu dem Fliegenden; „vor Abend noch werden Sie sicherlich noch manchen Ihrer Verwandten sehen. Ich habe in Rußland einen Bauern gekannt, der gut zweihundert Jahre alt und noch sehr rüstig war, und ich habe mir sagen lassen, daß

auch die Holländer sehr alt werden sollen, weil sie so phlegmatisch sind. Zu Ihrer Zeit hatten die Leute gewaltige Konstitutionen, sie mußten also selbstverständlich ein hohes Alter erreichen. Jedenfalls finden Sie wenigstens noch diesen oder jenen am Leben, und die werden seelenvergnügt sein, Sie so unverhofft wiederzusehen.“

Er aber schüttelte den Kopf. „Täuschen wir uns nicht,“ sagte er zu Frau Kornelia van Bechter, „wir sind tot und gehen zu den Toten.“

Der holländische Lotsen, der jetzt an Bord kam, ward stumm und starr beim Anblick des Schiffes und seiner Bemannung, und so lange er auf demselben blieb, war er unfähig, auch nur ein Wort zu reden. Leichenblaß vor Furcht stand er an der schwerfälligen Ruderpinne und deutete nur durch Zeichen die Manöver an, die mit dem Segel- und Takelwerk ausgeführt werden sollten. Ich wollte ein Gespräch mit ihm anfangen, seine einzige Antwort aber war ein fortwährendes Zähneklappern.

Als wir uns den Werften näherten, ging eine schauerliche Veränderung mit allen an Bord befindlichen Leuten vor, mich, meine Schwester und den Lotsen natürlich ausgenommen. Libergens Haar, bisher schön kastanienbraun, war plötzlich grau geworden, und sein Gesicht, eben noch frisch und voll, war von Runzeln durchfurcht. Auch Frau Kornelia van Bechter hatte ihre jugendliche Schönheit verloren und Aussehen und Gebärden des mittleren Alters angenommen.

Und mit jedem Augenblick vollzog sich die grauenvolle Wandlung der Jugend in das Alter mehr und mehr. Bald setzte sich Arend van Libergen schwach und wankend auf die Stufen der Quarterdeckstreppe, ein zitternder Greis mit schneeweißem Haar; alle seine männliche Schönheit war dahin, aber

ein mattes Lächeln demütiger Ergebung spielte auf den verwitterten Zügen.

Kornelia van Bechter lehnte an der Schulter ihres greisen Gatten, selbst eine altersschwache Greisin. Weißhaarige Matrosen, deren zuvor bronzene Gesichter jetzt die aschgraue Farbe des Alters trugen, räumten langsam und müde das Tauwerk beiseite, das unter ihren bebenden Händen zu Staub zu zerfallen schien.

Auch das Schiff ergriff diese Veränderung. Mit jeder Klafter näher dem Lande öffneten sich Spalten und Risse im Deck und dem Bollwerk, die Masten neigten sich morsch und mürbe, und die Segel hingen von den Raaen in verrotteten Fetzen.

Meine Schwester ergriff meinen Arm und flüchtete sich, von plötzlichem Schreck erfaßt, mit mir auf das Quarterdeck, hinter den Rücken des frostgeschüttelten Lotsen. Ich muß gestehen, daß auch mir so seltsam zumute war wie noch nie zuvor in meinem Leben. Sie werden das erklärlich finden, meine Herren.

Arend van Libergen lag, gebrochen vom höchsten Alter, todesbleich und schwer atmend auf dem Deck, neben ihm Frau Kornelia, Adrian van Bechter und Dircksen Hybertsen, und rings um sie die Seeleute, mühsam den kleinen Rest ihres Lebens aushauchend, aber alle mit einem schattenhaften Lächeln freudiger Entsagung auf den unbeschreiblich alten Gesichtern.

Jetzt war das Schiff nur noch wenige Fußbreit von der Werft entfernt.

Mit einem Schrei des Entsetzens sprang der Lotse von den verrotteten Planken auf das feste Land und verschwand ohne sich umzublicken in dem Straßengewimmel der volkreichen Stadt.

Wir beide, meine Schwester und ich, wankten wie im Traume

über das stäubende, zerfallende Deck und stolpterten hinüber auf die Steinfliesen des Landungsplatzes.

Hinter uns hörten wir die Karavelle an den Rai stoßen mit einem raschelnden und weichen Geräusch, wie von zu Erde zerfallendem Holz.

Als wir uns umwendeten, sahen wir das Fahrzeug nicht mehr; ein dichter Staub erfüllte die Luft, der allmählich in das grüne Wasser hinabsank.

Der Fliegende Holländer war nicht mehr.

Aber in der blauen Sommerluft, hoch über der Stelle, wo er zuletzt gelegen hatte, erklang ein schöner, vielstimmiger Gesang, ein Lied der Befreiung und Dankbarkeit, das verhallend gen Himmel zog.

Wir starrten in die geheimnisvoll plätschernde Tiefe, sahen aber nichts als eine wolkige Masse, die während des Sinkens lichter und lichter wurde, bis die klaren Wasser durch nichts mehr getrübt waren. Sonnenglänzende Wellen hüpfen und rollten über dem letzten Ankerplatz des berühmten Seewanderers — — —

Ja, meine Herren, sagte der Freiherr, der von seiner Erzählung ebenso ergriffen war, wie seine Zuhörer, ja, meine Herren, das ging doch noch über aufgetakelte Eisberge und alle die andern Erlebnisse meines ereignisreichen Lebens! Das war das größte und erhabenste Abenteuer, das mir je begegnete.

„Das muß wahr sein!“ rief einer der Zuhörer, „diesmal hat der Baron sich selbst übertroffen! Das war eine tief sinnige und nachdenkliche Geschichte. Ich möchte übrigens wohl die Bäume sehen, die Sie aus den großen Mandelkernen gezogen haben, lieber Münchhausen.“

Damit kann ich leider nicht aufwarten, antwortete der Freiherr, denn als ich nachher in die Taschen griff, in die ich die

Mandeln gesteckt hatte, faßte ich nichts als eine mulmige, verrottete Masse. Die Früchte hatten natürlich das Schicksal des Schiffes und seines Inhaltes geteilt.

Die Perlenkette aber hing schimmernd und unverfehrt am Halse meiner Schwester; von allem war also nichts geblieben, als das Opfer, das die Dankbarkeit dem Mitleid dargebracht hatte.

Der wundervolle Schmuck bildet heute noch das beste Stück unter den Familienjuwelen der Karakubans.

Wir machten uns mit dem ersten nach Amerika segelnden Schiffe von neuem auf die Fahrt dorthin, und es gelang mir, meine Mission, trotz der Verspätung, mit bestem Erfolge auszuführen.



## Siebzehntes Kapitel.

Wie der Freiherr Tausende von weißen Bären erlegte. — Warum die Kaiserin von Rußland ihm ihre Hand anbot. — Wie Kapitän Phipps neidisch wurde.

**S**estern abend hatte ich Veranlassung, einiges von Eisbergen und Eisbären zu reden. Das bringt mich darauf, Ihnen heute etwas von meiner Reise in die nördlichen Regionen zu erzählen.

Ohne Zweifel ist Ihnen manches von der letzten Entdeckungsfahrt des Kapitäns Phipps — des gegenwärtigen Lord Mulgrave — bekannt geworden, und es wird Sie interessieren, zu erfahren, daß ich diesen Herrn auf seiner berühmten Reise begleitet habe, nicht als Offizier, sondern als Freund.

Als wir unter einem ziemlich hohen Grad nördlicher Breite angekommen waren, nahm ich das Teleskop, mit dem ich Sie bei der Geschichte meiner Reise nach Gibraltar schon bekannt gemacht habe, und betrachtete die Gegenstände, die ich nun um mich hatte. Denn, meine Herren, ich halte es immer für gut, sich von Zeit zu Zeit einmal umzusehen, vorzüglich auf Reisen.

Da gewahrte ich denn ein Eisgebirge, das ungefähr eine halbe Meile von uns auf dem Wasser schwamm und höher war, als unsere Masten. Auf dieser Eismasse sah ich zwei weiße Bären, die wie junge Hunde mit einander spielten. Ich hing sogleich mein Gewehr um und landete auf dem Eisgebirge. Allein, es war nicht leicht, den Bären nahezukommen. Oft mußte ich ungeheurere Abgründe überspringen und steile Höhen überklettern, und dabei war die Oberfläche so glatt, daß ich nur auf allen Vieren einigermaßen vorwärtskommen konnte.

Endlich hatte ich die Bären in Schußweite. Ich überrechnete schon den Wert ihrer Felle, der nicht gering sein konnte, denn jeder der Kerle war so groß wie ein Mastochse, und wollte soeben das Gewehr anlegen, da glitt ich mit dem rechten Fuß aus und stürzte rücklings so heftig nieder, daß ich auf eine halbe Stunde das Bewußtsein verlor.

Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich erwachte und fand, daß eins der Ungeheuer mich herumgedreht hatte und am Bund meiner neuen ledernen Hose gepackt hielt. Mein Oberkörper steckte unter seinem Bauche und meine Beine standen voraus.

Gott mag wissen, wohin die Bestie mich geschleppt haben würde, wenn ich nicht mein Taschenmesser herausgekriegt hätte, dasselbe, welches Sie hier sehen. Damit schnitt ich ihm kurz entschlossen drei Zehen von seinem linken Hinterfuß ab. Sogleich



ließ der Bär mich fallen, fing an fürchterlich zu brüllen und machte sich auf die Flucht. Schnell nahm ich mein Gewehr auf und schoß ihn nieder.

Der Knall aber weckte alle die Tausende von weißen Bären auf, die in dem Umkreise von einer halben Meile in den Schluchten und Klüften des Eisgebirges geschlafen hatten, und alle miteinander kamen spornstreichs herbeigelaufen.

Da war keine Zeit zu verlieren. Nur einer meiner schnellen Einfälle konnte mich retten. Und ein solcher Einfall kam mir im letzten Augenblick. Sie wissen, meine Herren, wie wenig Zeit ein geübter Jäger dazu braucht, einem Hasen den Balg abzustreifen. Nun, in kaum der Hälfte dieser Zeit zog ich dem toten Bären den Rock aus, wickelte mich hinein und steckte meinen Kopf gerade unter den seinigen.

Kaum hatte ich dies besorgt, da war die ganze Herde auch schon da und versammelte sich um mich. Mir wurde heiß und kalt in meinem Pelze, aber meine List bewährte sich trefflich. Die weißen Gesellen kamen einer nach dem andern heran, beschnüffelten mich und hielten mich augenscheinlich für einen Bruder Bär. Auch die Größe stimmte so einigermaßen. Da ich mich außerdem genau so wie sie zu benehmen und zu bewegen wußte, war ich mit ihnen bald ein Herz und eine Seele. Nur im Brummen, Brüllen und Balgen waren sie meine Meister.

Nach und nach fing ich an zu überlegen, wie ich die Vertraulichkeit, die zwischen uns entstanden war, am besten ausnützen könnte.

Ein alter Feldscher hatte mir einmal gesagt, daß eine Wunde im Rückgrat augenblicklich tödlich sei. Ich beschloß, einen Versuch zu machen. Ich nahm mein Taschenmesser wieder zur Hand und stieß es einem der größten Bären zwischen den





Schultern ins Rückgrat. Mißlang das Wagnis, dann war ich im nächsten Moment in Stücke gerissen. Allein ich hatte Glück; der Bär stürzte wie vom Blitz getroffen nieder, ohne noch einmal zu muckfen.

Jetzt gab ich auch allen übrigen den Rest, was mir nicht schwer wurde. Auf jeden Stich fiel ein Bär, um sich nicht mehr zu rühren. Obgleich die Tiere ihre Genossen zur Rechten und zur Linken fallen sahen, so kam es ihnen dennoch nicht in den Sinn, darüber nachzudenken, wie dies zuging, da ihnen die Fähigkeit der Überlegung fehlte und sie nichts von Ursache und Wirkung wußten.

Als ich sie alle tot vor mir liegen sah, kam ich mir vor wie Simson, als er die Tausende erschlagen hatte.

Ich lief zum Schiffe, holte zwei Drittel der Mannschaft und machte mich mit den Leuten daran, die Felle abzustreifen und nebst den Schinken an Bord zu tragen. In drei Stunden war alles getan und das ganze Fahrzeug mit der Beute beladen.

Nachdem wir von unserer Polarfahrt glücklich zurückgekehrt waren, schickte ich einige Schinken im Namen des Kapitäns an die Lords der Admiralität, andere an die Lords von der Schatzkammer, etliche an den Lordmayor von London, und die übrigen an meine besonderen Freunde. Den Dank, den man mir dafür entgegenbrachte, kann ich gar nicht schildern, nur eins soll erwähnt sein, nämlich daß die City of London mich durch die Einladung ehrte, alljährlich am Lordmayorstage an dem großen Festmahl in der Guildhall teilzunehmen.

Die Felle der Bären schickte ich der Kaiserin von Rußland als Winterpelze für Ihre Majestät und den ganzen Hofstaat. Sie dankte mir dafür in einem eigenhändigen allergnädigsten Schreiben, worin sie mir anbot, Thron und Krone mit ihr zu teilen. Es

hat mich jedoch niemals nach solcher dornenvollen Würde gelüftet, und deshalb lehnte ich dieses freundliche Anerbieten höflich aber fest ab. Sie schrieb einen zweiten, dringenderen, und einen dritten, noch dringenderen Brief; ich konnte aber nur wiederholt danken. Die weiteren Briefe beantwortete ich gar nicht mehr.

Die letzte Krankheit dieser erhabenen Kaiserin rührte, wie ich später vom Fürsten Dolgoruki erfuhr, allein von meiner Grausamkeit her. Ich weiß nicht, was die Damen an mir finden, allein diese Kaiserin ist nicht die einzige ihres Ranges gewesen, die mir vom Throne herab ihre Hand anbot.

Kapitän Phipps hat mich noch lange wegen meines großen Bärenfieges beneidet und mich oft, wenn ich nicht zugegen war, boshaft den Bärenhäuter genannt. Wir haben uns oft wegen dieser Sache gezanft und sind auch heute noch nicht wieder gute Freunde. Unter andern behauptet er geradezu, ich hätte gar nichts besonderes getan, und es sei keine Kunst gewesen, die Bären zu betrügen, da ich ja in einem ihrer Felle gesteckt hätte. Er selber hätte auch ohne solche Verkleidung unter sie gehen wollen und sie hätten ihn doch für einen Bären halten sollen.

Hiergegen habe ich keine Einwendungen erhoben, denn was sollte man wohl dazu sagen? Ich bin ein Mann von feinen Sitten und weiß stets, wie weit ich gehen darf.



## Achtzehntes Kapitel.

Wie der Hühnerhund des Freiherrn auf hoher See Wild wittert. — Wie der Freiherr eine Wette gewinnt und warum auf der Kapitänstafel die gebratenen Rebhühner nicht ausgingen.

**D**aß es mir vergönnt gewesen ist, auch mitten auf dem Weltmeere, tausend Meilen von der nächsten Küste entfernt, den unvergleichlich scharfen Spürsinn meines Hühnerhundes zu erproben, wird Ihnen märchenhaft erscheinen, und trotzdem ist es Wahrheit.

Ich machte von England aus mit dem Schiffe eines gewissen Kapitäns Hamilton eine Reise nach Ostindien. Ich hatte meinen Tray mit mir, meinen trefflichen Hund, dessen Tugenden so groß waren, daß ich kühn behaupten konnte, der Köter sei nicht mit Gold aufzuwiegen. Er ist der einzige Hund gewesen, der mich nie irreführt hat.

Eines Tages, als wir uns nach den besten Beobachtungen, die der Kapitän und der Steuermann machen konnten, noch tausend Meilen vom Lande befanden, gab der Hund durch die allen Jägern bekannten Zeichen zu erkennen, daß er Wild witterte. Ich sah ihn eine volle Stunde lang voll Erstaunen an und dann eröffnete ich dem Kapitän und den Offizieren, daß wir in Landnähe sein müßten, da mein Hund bereits Wild spüre. Ihre Beobachtungen könnten daher nicht richtig gewesen sein, oder aber die Instrumente müßten nicht ordnungsgemäß funktioniert haben.

Die Herren erhoben nicht nur energischen Widerspruch, sondern brachen auch in lautes Gelächter aus. Ich konnte natürlich nur die Achseln zucken und verließ mich im übrigen fest auf die so

oft bewährte Zuverlässigkeit meines Hundes, der nach wie vor jagdbares Wild markierte.

Der Kapitän beharrte auf der Wichtigkeit seiner Beobachtungen und sagte, auch seine Instrumente seien ohne Fehl. Ich aber ließ mich nicht irremachen und erklärte ihm mit größter Festigkeit, daß ich zu der Nase meines Tray mehr Zutrauen habe, als zu den Augen aller Seeleute an Bord, schlug ihm endlich kühn eine Wette von hundert Guineen vor und sagte, wir würden, noch ehe eine halbe Stunde vergangen sei, Wild finden. Die hundert Guineen waren der Betrag, den ich mit dem Kapitän für meine Beförderung an Bord seines Schiffes vereinbart hatte.

Hamilton, übrigens ein herzenguter Kerl, fing wieder an zu lachen und ersuchte den Schiffschirurgus, mir den Puls zu fühlen. Dieser tat es und erklärte dann, ich sei vollkommen gesund. Darauf aber gingen die beiden Herren ein wenig abseits und redeten leise miteinander; trotzdem verstand ich das meiste von dem, was sie sagten.

„Freund Münchhausen kann unmöglich recht bei Sinnen sein,“ meinte der Schiffer. „Er ist sicherlich ein wenig durchgedreht, und ich kann die Wette mit Ehren nicht annehmen.“

„Ich bin ganz der entgegengesetzten Meinung,“ erwiderte der Chirurgus. „Der Baron hat seinen vollen Verstand, so gut wie Sie und ich. Aber er verläßt sich mehr auf den Geruch seines Hundes als auf den Verstand aller an Bord befindlichen Menschen, hoch oder niedrig. Er wird die Wette natürlich verlieren, aber damit geschieht ihm recht, denn seine Torheit verdient eine gelinde Strafe.“

„Das mag wohl sein,“ entgegnete der Kapitän, „aber ich bin trotzdem der Ansicht, daß solch eine Wette von meiner Seite niemals so ganz redlich sein kann. Immerhin, ich werde sie an-



nehmen, hinterher aber ihm das gewonnene Geld auf Heller und Pfennig zurückgeben.“

Wie gesagt, Hamilton war eine Seele von einem Menschen.

Während dieser ganzen Zeit blieb Tray immer in derselben Stellung und bestärkte mich noch mehr in meiner Überzeugung. Ich schlug die Wette zum zweitenmal vor, und sie wurde angenommen.

Bei dem ruhigen Wetter hatten einige Matrosen die Erlaubnis erhalten, in dem Großboot zu fischen, das zu diesem Zweck zu Wasser gebracht und mit einer Leine am Hinterteil des Schiffes festgelegt worden war. Die Wette war kaum durch Topp und Topp bekräftigt worden, da ertönten laute Rufe aus dem Boot, und herzueilend sahen wir, wie die Leute einen riesenhaften Hai gefangen hatten, der nun getötet und an Bord gezogen wurde.

Als man den Bauch des Fisches aufschnitt und dann den Magen öffnete, da standen alle starr vor Erstaunen, vor allen der gute Hamilton und der Chirurgus.

Denn in dem Magen befanden sich nicht weniger als sechs lebendige Rebhühner. Die armen Geschöpfe mußten schon eine ziemliche Zeit in ihrem Gefängnis zugebracht haben, was daraus hervorging, daß eine der Hennen auf fünf Eiern saß und pflichtgetreu brütete. Eins der Küchlein kroch gerade aus, als der Magen aufgeschnitten wurde.

Diesen jungen Vogel zogen wir zusammen mit einem Wurfe kleiner Kaze auf, die wenige Minuten vorher zur Welt gekommen waren. Die alte Kaze hatte ihn so lieb, als sei er eins ihrer vierbeinigen Kinder, und war stets in größter Sorge, wenn das Hühnchen einmal etwas zu weit wegflog und nicht gleich wiederkommen wollte.

Unter den übrigen Rebhühnern hatten wir vier Hennen, von denen immer eine oder mehrere auf ihren Eiern saßen und brüteten, so daß wir während unserer ganzen Reise beständig einen Überfluß von wohlgeschmeckendem Geflügelbraten auf der Kapitäntafel hatten.

Meinem wackeren Tray aber ließ ich, zum Dank für die hundert Guineen, die ich durch ihn gewonnen hatte, täglich die Knochen geben, und zuweilen erhielt er auch einen ganzen Vogel.



## Neunzehntes Kapitel.

Des Freiherrn zweite Reise nach dem Monde. — Handelsreisende vom Hundstern. — Kochende Geschöpfe. — Merkwürdige Leibesbeschaffenheit der Mondbewohner.

Wenn ich mich recht erinnere, meine Herren, so habe ich Ihnen schon ehemals von einer kleinen Reise berichtet, die ich nach dem Monde unternahm, um die silberne Art wiederzuholen, die mir verliehen worden war, als ich in den gärtnerischen Diensten Seiner Majestät des Großsultans stand.

Es fügte sich, daß ich später noch einmal auf dem guten alten Mond landen sollte, und zwar auf eine viel angenehmere Art, als das erstemal; auch blieb ich so lange dort oben, daß ich die Verhältnisse daselbst genau beobachten und studieren konnte, und ich will Ihnen nun alles, was ich wahrnahm, so ausführlich beschreiben, wie mein Gedächtnis mir erlauben wird.

Der berühmte Reisende Gulliver erzählt von ungeheuer großen Riesen, die er in dem Königreich Brobdignag angetroffen haben will. Ein weitläufiger Verwandter von mir, der das von





Gulliver über seine Reisen geschriebene Buch gelesen hatte, setzte sich die Grille in den Kopf, daß es auch noch anderswo solche Riesen geben müsse, und beschloß, auf eine Entdeckungsfahrt nach solchen Geschöpfen auszugehen. Er zog mich in sein Vertrauen, und es war ihm ein leichtes, mich zu bewegen, die Reise mitzumachen.

Ich habe Gullivers Reiseerzählungen, die sehr interessant und kurzweilig zu lesen sind, nie für tatsächliche Erlebnisse gehalten, da sie den Stempel der Unwahrscheinlichkeit doch gar zu offen an der Stirn tragen. Und ich kann nicht umhin, hier noch einmal zu betonen, daß ich es für die vornehmste Pflicht jedes Reisenden halte, bei der Erzählung seiner Abenteuer und Erfahrungen niemals auch nur um eines Fingers Breite von der Wahrheit abzuweichen.

Ich glaubte so wenig an ein Königreich Brobdingnag wie an ein Wunderland Eldorado, allein mein Verwandter hatte mich zum Erben eingesetzt, und darum war es meine Schuldigkeit, ihm wieder Gefälligkeiten zu erweisen.

Wir machten uns auf die Fahrt und kamen auch glücklich nach der Südsee, ohne daß uns irgend etwas Bemerkenswerthes aufgestoßen wäre, einige fliegende Männer und Weiber aufgenommen, die in der Luft allerlei Tänze ausführten und Springerkunststücke machten. Mit solchen Kleinigkeiten aber will ich mich nicht aufhalten.

Am achtzehnten Tage, wir waren soeben an der großen Insel Otaheti vorbeigefahren, brach ein ungeheurer Orkan los, erfaßte unser Schiff, riß es mindestens tausend Meilen über die Oberfläche der See empor und hielt es eine geraume Zeit in dieser Höhe fest. Endlich füllte ein frischer Wind unsre Segel und nun strichen wir mit unglaublicher Schnelligkeit durch die hohe Luft dahin.

Sechs Wochen lang waren wir immer in gleicher Höhe



über den Wolken dahingefahren, als wir ein großes Land entdeckten, rund und glänzend, gleichsam eine schimmernde Insel. Das Land kam mir recht bekannt vor. Wir liefen in einen bequemen Hafen ein, ließen den Anker fallen, machten die Segel fest und spazierten ans Ufer, wo wir bald fanden, daß das Land bewohnt war.

Tief unter uns sahen wir eine andere Erde mit Städten, Bergen, Flüssen und Wäldern, und wir vermuteten nicht mit Unrecht, daß dies die Welt sei, die wir verlassen hatten.

Wir befanden uns auf dem Monde, darüber konnte kein Zweifel mehr obwalten. Bald gewahrten wir mit Erstaunen menschliche Riesengestalten, die auf Geiern ritten, von denen jeder drei Köpfe hatte.

Um Ihnen einen Begriff von der Größe dieser Vögel zu geben, führe ich an, daß die Entfernung von einer Flügelspitze bis zur andern sechsmal so lang war, als das längste Segeltau auf unserm Schiffe. —

Der König des Mondes lag gerade im Kriege mit der Sonne. Er bot mir eine Offizierstelle in seiner Feldarmee an, gewiß eine große Ehre, die ich jedoch höflich abzulehnen gezwungen war, da ich meinen Verwandten nicht verlassen durfte.

Alles auf dem Monde ist außerordentlich groß; eine gewöhnliche Stubenfliege ist z. B. nicht viel kleiner als eins unsrer Schafe, Mäuse sind so groß wie Elefanten, und den Mondratten können wir auf unsrer Erde kein Geschöpf von annähernder Größe entgegenstellen.

Sehr sonderbar und eigenartig fand ich die Waffen, deren sich die Mondbewohner im Kriege bedienen; es sind dies nämlich nichts als Rottiche, die wie Wurffspieße gehandhabt werden und den, der damit getroffen wird, unfehlbar töten. Ihre Schilde sind aus Pilzen gemacht, und wenn die Zeit der Rottiche vorbei ist, dann nimmt man statt ihrer Stangenspargel.

Ich sah hier auch einige Leute vom Hundstern, die ihre Geschäftsreisen bis zum Monde ausgedehnt hatten. Schon aus der Ferne erkannte ich sie an ihrer Sprache, die sich genau so anhört, wie ein Gebell. Sie haben ein Gesicht wie große Bullenbeißer; ihre Augen stehen vorn zu beiden Seiten der Nase. Die Augenlider fehlen ihnen; wenn sie schlafen und die



Sehorgane schließen wollen, dann bedecken sie dieselben mit der Zunge.

Die Hundsternleute haben eine mittlere Größe von zwanzig Fuß, von den Mondbewohnern aber mißt keiner unter sechs- unddreißig Fuß. Der Name, den diese letzteren führen, wird Ihnen recht ungewöhnlich vorkommen, denn sie nennen sich nicht Menschen, sondern kochende Geschöpfe, weil sie ebenso wie wir ihre Nahrungsmittel erst mit Hilfe von Feuer und Kochgeschirr genießbar machen.

Übrigens raubt ihnen das Essen viel weniger Zeit als uns; sie öffnen nur die linke Seite des Leibes wie eine Klappe und schieben die ganze Portion auf einmal in den Magen hinein; dann schließen sie wieder zu und haben nun Ruhe, bis genau nach einem Monat der Tag der Nahrungsaufnahme wiederkehrt.

Die glücklichen Mondbewohner brauchen daher das ganze Jahr hindurch nicht mehr als zwölf Mahlzeiten innezuhalten, und jeder, der kein Vielfraß oder Schlemmer ist, wird mit mir darin übereinstimmen, daß jene Leute deswegen sehr zu beneiden sind.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Mondeinrichtungen ist diese, daß dort Menschen und Tiere nicht wie sonst üblich zur Welt kommen, sondern auf Bäumen wachsen. Diese Bäume sind, je nach den Früchten, die sie tragen, an Größe, Gestalt und Blätterschmuck sehr verschieden. Diejenigen, auf denen die kochenden Geschöpfe oder Menschen wachsen, sind viel schöner als die andern, haben große, gerade Äste und fleischfarbene Blätter, und ihre Früchte sind Nüsse, die sehr harte Schalen haben und eine Länge von wenigstens sechs Fuß erreichen.

Wenn die Nüsse reif sind, was an der Färbung der Schalen erkennbar ist, dann werden sie sorgfältig gepflückt und an

einem sicheren Ort untergebracht. Will man den Kern zum Leben erwecken, dann wirft man die Nuß in kochendes Wasser; nach wenigen Stunden öffnet sich die Schale und das Geschöpf springt heraus.

Die kochenden Geschöpfe kommen gleich als erwachsene Menschen auf die Welt und jeder bringt sogleich seinen Beruf mit. Der eine springt als Soldat aus der Nuß, der andre als Schuster, ein dritter als Grobschmied, ein vierter als Arzt, ein fünfter als Seiltänzer usw., und jeder ist ohne weiteres imstande, sein Geschäft oder Handwerk auszuüben.

Wenn die Leute dort oben so alt werden, daß sie nach unsern Begriffen am Rande des Grabes stehen, dann sterben sie nicht etwa, wie andre Menschen, sondern lösen sich einfach in Dunst auf und verfliegen in der Luft wie Pulverdampf.

Nun will ich Ihnen noch etwas über die eigentümliche Leibesbeschaffenheit der kochenden Geschöpfe mitteilen, woraus Sie erkennen werden, daß ich nicht zu den flunkernenden und aufschneidenden Reiseerzählern gehöre, deren ich vorher erwähnte.

Die Mondmenschen haben nur einen Finger an jeder Hand, mit dem sie alles tun können, so gut oder noch besser als wir, die wir außer dem Daumen noch vier Finger haben.

Eins war mir im Anfang ein wenig abschreckend, nämlich die Tatsache, daß sie ihren Kopf unter den rechten Arm zu tragen gewöhnt sind, und wenn sie eine Reise unternehmen oder an eine Arbeit gehen, bei der sie sich heftig bewegen müssen, dann lassen sie ihn zumeist daheim; denn um Rat fragen können sie ihn dennoch, sie mögen noch so weit von ihm entfernt sein.

Wenn die Bornehmen unter den Mondbewohnern erfahren möchten, was unter dem niederen Volke vorgeht, dann begeben sie sich nicht etwa selber unter jene Leute; sie bleiben zu Hause

und schicken einfach ihren Kopf hinaus, der infognito alles erpährt und erkundet und dann zurückkommt und zuverlässig Bericht erstattet.

Die Kerne der Mondweintrauben gleichen vollkommen den Hagelkörnern, die bei uns öfters vom Himmel fallen; wie diese sind auch sie kleine Eisstückchen. Wenn also ein Sturm auf dem Monde die Trauben von ihren Stielen schlägt, dann hagelt es hier auf Erden.

Ich bin überzeugt, daß diese meine Erfahrung manchem unserer Weinverkäufer schon lange bekannt sein muß; wenigstens habe ich öfter Wein zu trinken gekriegt, der aus Hagelkörnern gemacht zu sein schien und ganz so schmeckte wie der Mondwein.

Von dieser Abschweifung kehre ich zu der Leibesbeschaffenheit der kochenden Geschöpfe zurück. Der Bauch tut ihnen ganz dieselben Dienste, die uns etwa eine Reisetasche, ein Ranzen oder ein Felleisen tut. Sie packen in ihn hinein, was sie nötig haben, und mit sich führen wollen und schließen ihn ebenso wie ihren Magen nach Belieben auf und zu. Sogenannte innere Organe wie Herz, Leber und Lunge haben sie nicht, und daher sind sie vieler Krankheiten, die uns Erdenmenschen oft anhaften, gänzlich überhoben.

Sehr praktisch ist es mit ihren Augen bestellt. Sie können sie nach Gefallen herausnehmen und wieder einsetzen, auch sehen sie ebenso gut damit, wenn sie sie in der Hand tragen, als wenn dieselben an ihrem eigentlichen Orte sitzen. Geht eins verloren oder wird beschädigt, so können sie ein anderes borgen oder kaufen und es so gut verwenden als ihr eigenes. Man trifft daher überall auf dem Monde Leute an, die mit Augen handeln, und diese Handelsartikel sind einer schnell wechselnden Mode unterworfen; schwärmt man heute für grüne Augen, so verlangt man

vielleicht morgen schon gelbe oder blaue, und übermorgen kennt man nichts schöneres als rote Augen.

Das, meine Herren, ist ungefähr das Wissenswerteste von den Erfahrungen, die ich auf dem Monde gesammelt habe. Die Dinge klingen seltsam, das gestehe ich unumwunden zu; aber wahr ist jedes Wort, und wer daran zweifeln sollte, dem stelle ich frei, selber die Reise nach dem Monde zu unternehmen und dort mit offenen Sinnen Umschau zu halten. Wenn er dann zurückkommt, wird er mir gern und unter tausend Entschuldigungen bestätigen, daß es niemals einen wahrheitsliebenderen Reisenden gegeben hat, als mich, den Baron Hieronymus von Münchhausen auf Bodenwerder.



Schluß.

Des Freiherrn von Münchhausen Reise  
durch die Welt nebst andern merkwürdigen  
Abenteuern.

---

Zwanzigstes Kapitel.

Der Freiherr findet den Mut, seine Erzählungen fortzusetzen. — Er reist nach dem Atna und macht guten Gebrauch von dem Morgentau. — Wie der Freiherr nach Vulkans Schmiede kam. — Von der Platschfüchtigen Frau Venus. — Wie der Freiherr in das südliche Eismeer gelangte, und warum ihm ein Stich durch die Seele fuhr.

Ich hatte die Absicht, so begann der Freiherr an einem der nächsten Abende, die Reihe meiner Erzählungen mit der zuletzt geschilderten Reise nach dem Monde zu schließen. Allein ich meine Ihnen anzusehen, meine Herren, daß Sie meiner Mittheilungen noch nicht überdrüssig geworden sind, und ich glaube wahrhaftig, daß ich eher ermüden würde, Ihnen die sonderbaren und merkwürdigen Erlebnisse und Begebenheiten meines erfahrungreichen Lebens zu berichten, als Sie, mich anzuhören.

Das ist sehr freundlich und liebenswürdig von Ihnen und gibt mir den Mut, Ihnen noch allerlei vorzutragen, was ich eigentlich entschlossen war, für mich selber zu behalten und nicht an die große Glocke zu hängen. Denn die Wirklichkeit und die

tatsächlichen Geschehnisse des Lebens übertreffen oft die kühnsten und verwegenen Erfindungen, und ich bin, wie Sie wissen, peinlich bemüht, mir den Ruf der gewissenhaftesten Wahrheitsliebe zu bewahren und alles zu vermeiden, was mich in den entgegengesetzten Verdacht bringen könnte.

So hören Sie also, wenn es Ihnen beliebt, die folgende Geschichte mit Nachsicht an; sie steht an Glaubwürdigkeit der zuletzt erzählten nicht nach, übertrifft sie aber vielleicht noch an Merkwürdigkeit und Wunderbarkeit.

Es fiel mir einmal ein von einem gewissen Brydone geschriebenes Buch in die Hände, in welchem dieser Verfasser einige Reisen schildert, die er nach der Insel Sizilien unternommen hat. Nachdem ich es durchgelesen hatte, stand der Entschluß, auch einmal den Berg Ätna zu besuchen, in mir fest, und ich machte mich auch sogleich daran, ihn ins Werk zu setzen.

Auf der Reise dorthin stieß mir nichts Merkwürdiges auf. Die meisten andern hätten sicherlich gar vieles ungemein interessant, wichtig und bemerkenswert gefunden und dicke Bücher darüber geschrieben, um dadurch die Reisekosten wieder herauszuschlagen. Allein erstens war ich an ganz andere Dinge gewöhnt, um von solchen Kleinigkeiten Notiz zu nehmen, und zweitens sind die Einkünfte von meinen Gütern derart, daß ich nicht unter die Schreiber zu gehen brauche, um noch Extragelder zu verdienen.

Ich hatte mich für die Nacht in einer am Fuße des Vulkans liegenden Hütte einquartiert, und war am nächsten Morgen schon in aller Frühe bereit und fest entschlossen, den ungeheuren Berg zu erklimmen und, wenn irgend möglich, in den Krater hinanzusteigen und das Innere dieser Hölleneffe zu untersuchen und zu erforschen.

Wie ich so vor der Hütte stand und die fürchterlich steilen Felsabhängen betrachtete, die ich erklimmen sollte, und mir sagte, daß ich dabei eine schier endlose Zeit würde verschwenden müssen, da fiel mir ein, daß ich einige Flaschen Morgentau unter meinem Gepäck mit mir führte.

Apropos, dachte ich, dieser Morgentau soll mir jetzt gute Dienste tun, da die Sonne sogleich aufgehen muß.

Sie sehen mich verwundert an, meine Herren. Hören Sie also, was es mit jenem auf Flaschen gefüllten Morgentau für eine Verwandtnis hatte.

Von jeher habe ich die Gewohnheit gehabt, alles, was mich umgibt und worauf meine Blicke fallen, auch wirklich zu sehen und mit Verstand zu betrachten. Man soll sich bei allem, was einem zu Gesicht kommt, etwas denken; dadurch unterscheidet man sich vom Tier, das zwar auch alles sieht, aber in seinem Stumpfsinn gedankenlos vorbeigeht, wenn das Erblickte nicht zufällig etwas zu fressen ist.

So schritt ich eines Morgens über eine meiner Wiesen und sah im Lichte der frühen Sonne den Tau auf den grünen Grashalmen, auf den Blättern und Blüten der Blumen in unzähligen Tropfen funkeln und glitzern. Ich freute mich über den herrlichen Anblick und dachte darüber nach, wie doch nächtlich so viel Wasser aus den Ätherhöhen herabkäme, um alles, was da aus dem Boden wächst und grünt, zu erquickern.

Als ich am Mittag desselbigen Weges ging, da war die Wiese ganz trocken und keine Spur von dem reichlichen Tau mehr vorhanden. Sogleich dachte ich darüber nach, wie doch im Haushalt der Natur nichts verloren ginge, nicht einmal das kleinste Wassertropflein; denn der Tau, der nächtlicherweise herniedergefallen war, mußte, wenn die Sonne brennend am



Firmament stand, wieder in den Äther emporsteigen, um in der Folge noch öfter verwendet werden zu können.

Er ist verdunstet, er hat sich verflüchtigt, sagt man dann.

Meine Gedanken aber gingen weiter. Wenn der Tau mit so unwiderstehlicher Gewalt durch die Einwirkung der Sonne von der Erde wieder in die Höhe gezogen wird — und es ist eine große Menge Wassers, die allnächtlich die Wiesen, Felder, Wälder und auch alles übrige befeuchtet, was sich unter freiem Himmel befindet — was würde mit einem Quantum Tau geschehen, das man sammelte und in ein Gefäß verschloß? Würde es dem Zuge nach oben Widerstand leisten können?

Ich machte am folgenden Morgen die Probe, füllte ein Fläschchen mit Tau und legte es ins Gras der Wiese. Als die funkelnden Tropfen rings umher unter den Strahlen der Sonne allgemach verschwanden, da fing das Fläschchen gleichsam an lebendig zu werden.

Zuerst hob es sich in Sprüngen erst einen, dann zwei, dann vier, dann zehn Zoll hoch, fiel aber immer wieder nieder. Darauf stieg es schnell zu Mannshöhe empor, schwankte einen Moment und flog dann schnurgerade gen Himmel. Ich schaute ihm nach und sah es noch eine kleine Weile funkeln; sehr bald aber war es im Ätherblau verschwunden.

Nun wußte ich, was ich wissen wollte. Trug ein kleines Quantum Morgentau ein Fläschchen in die Luft hinauf, dann mußte ein entsprechend größeres Quantum auch mich selber von der Erde aufheben und in die Atmosphäre emportragen können.

Ich füllte sechs große Flaschen mit dem Himmelsnaß, befestigte sie an einem Riemen, schlang mir diesen um Schultern und Leib und spazierte an einem schönen Sommermorgen auf die Wiese hinaus. Alsobald spürte ich den Zug nach oben.

Mein Schritt war wunderbar leicht und elastisch. Einen manns- hohen Zaun zu überspringen war mir eine Kleinigkeit. Nach einer Viertelstunde konnte ich über eine alte Linde, die gut sechzig Fuß hoch war, hinwegsetzen.

Bei dem Sprung über den Dorfsichturm aber kam ich nicht wieder auf die Erde hinab, sondern flog schnell und immer schneller in die Höhe.

Ach, dachte ich, hättest du solch einen Flugapparat doch damals im Garten des Sultans gehabt, Bruder Münchhausen, als dir deine silberne Art auf den Mond geflogen war!

Ich überließ mich noch eine Weile der angenehmen Empfindung des Emporschwebens, dann zerschlug ich vorsichtig eine Flasche nach der andern, und die Tragkraft der letzten reichte gerade noch aus, mich sanft wieder auf der Erde landen zu lassen.

Natürlich behielt ich meine Entdeckung für mich selber und sagte keinem Menschen ein Wort davon. Durch genaue Berechnung des Tauquantums kann man im voraus bestimmen, wie hoch man emporsteigen will. Ich habe später noch manche Luftfahrt unternommen und zu diesem Zweck immer einige Flaschen voll Tau vorrätig gehalten. Bewahrt man sie nämlich so auf, daß kein Sonnenstrahl sie erreichen kann, dann tritt der Zug nach oben nicht ein.

Ich schnallte mir also am Fuße des Ätna die Flaschen an, es waren ihrer drei, und kletterte mit der emporsteigenden Sonne so leicht wie eine Gemse an den senkrechten Abhängen hinauf, übersprang ungeheure Schluchten von über zwanzig Klafter Spannweite, setzte über die größten Hindernisse, wie Felskegel, steile Grate und zackige Lavamassen, mit turmhohen Sprüngen hinweg und legte den Weg bis zum Gipfel, der sonst einen ganzen Tag in Anspruch nimmt, in vier Minuten zurück.





Der alte Feuerspeier tobte gerade und hatte schon drei Wochen getobt. Wie es da oben unter solchen Umständen aussieht, das ist schon von so vielen Reisenden und Naturforschern geschildert worden, daß ich darüber kein Wort zu verlieren brauche.

Ich schnallte meine Flaschen ab, verbarg sie in einer schattigen Felspalte und schritt dann dreimal um den Krater herum, den Sie sich als einen riesengroßen Trichter vorstellen können, wenn Ihnen kein passenderer Vergleich einfällt. Da ich aber dadurch wenig oder nichts klüger wurde, so bedachte ich mich weiter nicht lange, sondern sprang kurz entschlossen mitten in das gährende, Rauch und Flammen auswerfende Hölleloch hinein.

Raum hatte ich dies getan, da wurde mir verteufelt heiß, denn die kochende Tiefe empfing mich mit einem Hagel von rotglühenden Steinen und Kohlen, die sie unablässig heraufwarf und die mich an verschiedenen Körperteilen hart trafen und jämmerlich verbrannten.

Trotz dieser Widerwärtigkeiten langte ich endlich auf dem Grunde an. Hier ging es toll her. Alles polterte, schalt, lärmte und fluchte durcheinander. Das Getöse war so groß, daß ich eine Weile ganz betäubt dalag. Endlich schlug ich die Augen auf, und wissen Sie, meine Herren, was ich erblickte? Jetzt mögen Sie mit Fug und Recht erstaunen, denn ich befand mich in der Gesellschaft Vulkans und seiner Zyklopen.

Ich hatte bis dahin alle die Geschichten von den Göttern der alten Griechen und Römer nur für Märchen gehalten, nun aber wurde ich eines bessern belehrt. Denn Junos Sohn, Vulkan, der häßliche, lahmbeinige Gott der Schmiede, stand riesengroß und leibhaftig vor mir. Im ersten Augenblick gewahrte er mich

gar nicht, da er gerade, ganz dunkelrot im Gesicht vor Zorn, einem turmhohen, einäugigen Zyklopen einen Amboß von mindestens hundert Zentnern Gewicht gegen den zottigen Kopf warf.

Drei Wochen schon hatte der Streit zwischen ihm, dem Schmiedemeister, und seinen Gesellen, den Zyklopen, gedauert, meine Erscheinung aber stellte auf einmal unter der ganzen Gesellschaft Friede und Eintracht wieder her.

Als ich meinen Namen und Stand genannt hatte, hinkte Vulkan sogleich nach seinem Schranke und holte Pflaster und Salben, die er mir mit eigener Hand auflegte; und in wenigen Minuten waren die Wunden, die ich bei meinem Herabkommen davongetragen hatte, geheilt.

Auch setzte er mir einige Erfrischungen vor, eine Flasche Nektar und eine goldene Schüssel mit Ambrosia. Beides kam auf einem goldenen Dreifuß, der mit Rädern versehen war und sich von selbst bewegte, herbeigerollt.

Überhaupt geht es da unten sonderbar zu. Luft und Feuer gehorchen ihm auf einen Wink; er braucht die Blasebälge nur anzusehen, da fangen sie auch schon an aus Leibeskräften sich aufzublasen und fachen das Schmiedefeuier stärker oder schwächer an, je nachdem es erforderlich ist.

Es ist ihm ein Leichtes, seinen Nachwerken Leben einzuflößen; Dreifüße rollen hin und her und bringen alles, was verlangt wird; will er ein heißes Eisen abkühlen, dann schwebt ein Eimer voll Wasser heran, und Hämmer und Zangen fliegen ihm und den Gesellen von selbst nach Bedarf in die Hände.

Auch hat er sich einige allerliebste Mägde aus gediegenem Golde geschmiedet, die sich wie Weibskente aus Fleisch und Bein bewegen und ihn beim Gehen stützen, da er wirklich ganz erbärmlich schlecht zu Fuße ist.



Abends, wenn er nach getaner Arbeit gemüthlich daheim sitzt, dann trägt er ein königliches Gewand und dazu Krone und Zepter, und die Göttin Venus, die bekanntlich seine Frau ist, sitzt mit dem Strickstrumpf auf einem goldenen Thron neben ihm, stopft ihm die Pfeife und macht ihm auf ihre Art das Leben angenehm, indem sie ihm den ganzen Klatsch des Hauses haar-



klein berichtet. Wenn sie nichts mehr weiß, dann erfindet sie etwas, was ich zu meinem Schaden erfahren mußte.

Vulkan gab mir eine sehr genaue Beschreibung von dem Berge Ätna. Er sagte mir, daß derselbe nichts als eine Anhäufung der Asche wäre, die aus seiner Esse ausgeworfen wurde; daß er häufig genötigt wäre, seine trägen Gefellen zu strafen; daß er ihnen dabei im Zorn rotglühende Kohlen auf den Leib würfe, die sie oft mit großer Geschicklichkeit parierten und in die Welt hinausschmissen, um sie ihm aus den Händen zu bringen.

„Oft dauert der Ärger,“ so fuhr er fort, „den ich mit den plumpen, ungeschickten Kerls habe, mehrere Monate, und der Schlimmste von allen ist der Polypthem, dem ich vorhin den Amboß an den Kopf warf. Der Bümmel ist über die Maßen dumm, faul und frech und dankt es mir schlecht, daß ich ihn aus einem tagediebenden Schafhirten zu einem anständigen Schmiedegesellen zu machen versucht habe. Auch ein neues Auge habe ich ihm geschmiedet und in die Stirn gesetzt; das alte hatte ihm, wie du, lieber Münchhausen, wissen wirst, Ulysses, der König von Ithaka, ausgebrannt.“

Wenn hier unten der Teufel los ist und Asche, Kohlen, Steine, Feuer und Lava aus der Esse geworfen werden, dann nennen das die Sterblichen dort oben einen Ausbruch des Ätna.

Eine zweite meiner Werkstätten befindet sich unterhalb des Berges Vesuv; es führt von hier ein Weg dorthin, der mindestens dreihundertundfünfzig Meilen unterhalb der See entlangläuft. Wenn du also einmal von Ausbrüchen des Vesuv hören solltest, dann weißt du, wodurch sie hervorgebracht worden sind.“

Es gefiel mir bei dem gemüthlichen alten Vulkan so wohl, daß ich vielleicht seine unterirdischen Paläste niemals verlassen haben würde, wenn die alte Klatschbabe, die Venus, ihm nicht





allerlei Flöhe über mein Tun und Lassen ins Ohr gesetzt hätte. So sollte ich zum Beispiel einige seiner goldenen Mägde beschwagt und überredet haben, mit mir bei Nacht und Nebel heimlich nach der Oberwelt zu entweichen, um sie dann in Paris, London oder Wien zu Gelde machen zu können.

Das war natürlich eine boshafte Lüge; allein, meine Herren, wann sind klatschfüchtige Weiber jemals vor einer Unwahrheit zurückgeschreckt?

Und noch viel Schlimmeres sagte sie mir nach, und ich weiß heute noch nicht, aus welchem Grunde. Genug! Eines schönen Tages packte Vulkan mich beim Kragen, ohne mir vorher den geringsten Wink zu geben, trug mich in ein Zimmer, das ich bis dahin noch nicht gesehen hatte, hielt mich über einen tiefen Brunnen, wie es mir vorkam, und sagte mit dumpfer Stimme auf Griechisch: „Schäme dich, Münchhausen! Du bist ein undankbarer Kerl! Marsch fort mit dir, wieder zur Welt, von der du kamst!“

Dann schwang er mich drei- oder viermal mit ungeheurer Gewalt im Kreise herum, so daß ich kein Wort zu meiner Verteidigung sagen, noch weniger eine Erklärung für sein schroffes Auftreten fordern konnte, und schleuderte mich schließlich tausend in den Abgrund hinab. Ich fiel mit rasender Geschwindigkeit, die immer mehr zunahm, je tiefer ich kam.

Aha, sagte ich mir, das kommt von der Anziehungskraft des Mittelpunktes der Erde. Hoffentlich, so dachte ich weiter, bleibst du in diesem Mittelpunkt nicht stecken.

Ich fiel und fiel, bis die Angst meiner Seele mir endlich die Besinnung raubte.

Plötzlich aber wurde ich aus meiner Ohnmacht durch ein Gefühl der Kälte und Nässe aufgeweckt. Ich schaute um mich

und gewahrte, daß ich mich mitten in einer ungeheuren See von Wasser befand, die von den Strahlen der Sonne beleuchtet wurde.

Zum Glück war ich von frühester Kindheit an im Wasser wie zu Hause gewesen; ich begann sogleich kräftig auszustreichen und durchschwamm mit wahren Behagen die klare Flut. Im Vergleich mit der fürchterlichen Lage, aus der ich eben befreit war, kam mir meine gegenwärtige wie ein Paradies vor.

Nach und nach merkte ich doch einen großen Unterschied zwischen der Temperatur dieses Meerwassers und derjenigen in Meister Vulkans Schmiede und Götterpalast. Ich sah mich nach allen Seiten um, sah aber überall nichts als Wasser.

Endlich zeigte sich in der Ferne ein Gegenstand, der mir bekannt vorkam. Es war eins der schwimmenden Eisgebirge, die ich schon in so vielen Meeren angetroffen hatte. Ich schwamm darauf zu und fand nach langem Suchen auch endlich eine Stelle, an der ich den Berg erklettern und bis auf seine Spitze kommen konnte.

Allein zu meiner größten Verzweiflung war es mir auch von hier aus noch unmöglich, Land zu entdecken. Endlich, kurz vor dem Anbruch der Nacht, sah ich ein Schiff, das, seinem Kurse nach zu urtheilen, dicht an meinem Eisberge vorbeisteuern mußte. Sobald es nahe genug war, rief ich es an; man antwortete mir auf Holländisch. Da sprang ich wieder in die See, schwamm zu dem Schiffe hin, ließ mir eine Leine zuwerfen und wurde an Bord gezogen.

Als ich an Deck stand, war meine erste Frage, in welcher Gegend des Erdballs ich mich befände. Die Antwort war: im Südmeer.

Jetzt ging mir ein Licht auf; diese Auskunft löste auf einmal das ganze Rätsel. Ich konnte keinen Augenblick mehr

daran zweifeln, daß ich von dem Berge Ätna, oder vielmehr von Vulkans Schmiede aus, durch den Mittelpunkt der Erde in das südliche Eismeer gefallen war, ein Weg, der auf alle Fälle kürzer ist als die Reise um die Welt.

Und zugleich fuhr mir ein Stich durch die Seele, ein Stich der Reue. In meinem Herzen hat ich meinem seligen Vater das bittere Unrecht ab, das ich ihm angetan, als ich mich eines Tages versucht gefühlt hatte, an der Wahrheit einer gewissen Erzählung, die er in meiner Gegenwart einem alten Kriegskameraden bekannt gegeben hatte, Zweifel zu hegen. Jetzt stand der liebe Mann vor meinen Augen glänzend gerechtfertigt da.

Ja, meine Herren, man soll mit seinem Urtheil und besonders mit einem absprechenden Urtheil niemals vorschnell sein. Wenn es zuweilen auch schwer ist, zu glauben, was ehrenhafte Leute einem erzählen, so darf man in seinem Vertrauen dennoch nicht wankend werden und nie das berühmte Wort des großen Briten Shakespeare vergessen, das da heißt: „Es gibt mehr wunderbare Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.“ Sagte der unsterbliche Poet nicht wörtlich so, so sagte er jedenfalls ungefähr so.

Ich gedenke Ihnen bei nächster Gelegenheit die Geschichte mitzutheilen, die mein seliger Vater erzählt hat und die mir damals wie eine Erfindung klang. Sie ist aber buchstäblich wahr gewesen, das habe ich bei dem Sturze aus Vulkans Schmiede ins südliche Eismeer am eigenen Leibe erfahren.

Diesen abgekürzten Weg hat noch kein Reisender beschrieben; auch ich vermag keine genaue Schilderung der Einzelheiten der Strecke zu geben, da ich auf die Fahrt allzu wenig vorbereitet gewesen war und mir daher viel Wichtiges entgangen ist. Mache ich den Weg aber wieder, dann werde ich gewiß sorgfältigere

Beobachtungen anstellen. Daß ich damals nicht im Mittelpunkt der Erde stecken blieb, das verdanke ich der ungeheuren Gewalt, mit der Vulkan mich hinabgeschleudert hatte.

Ich ließ mir einige Erfrischungen geben und dann eine Hängematte anweisen, in der ich mich der Ruhe überließ, die mir wahrlich nötig war.

Manierliche Leute aber sind die Holländer nicht, wenn sie auch sonst allerlei gute Seiten haben. Ich erzählte meine Abenteuer dem Kapitän und seinen Offizieren, ebenso aufrichtig, schmucklos und simpel wie Ihnen, meine Herren. Der Kapitän aber und auch einige andere machten Miene, als zweifelten sie an meiner Wahrhaftigkeit. Da sie mich aber aus dem Eismeer errettet und an Bord ihres Schiffes gastfreundlich aufgenommen hatten, so mußte ich meinen gerechten Unwillen verbergen, das Unrecht geduldig tragen und den Schimpf in die Tasche stecken.



## Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Freiherr nach Botany Bai und dann nach einer wohlriechenden Insel kam. — Von den Leuten mit drei Beinen und einem Arm. — Das Eisvogelneß. — Strafe für Lüge und Ausschneiderei. — Hößliche Bäume.

Das holländische Schiff, das merkwürdigerweise den Namen „Venus“ führte und mich deshalb täglich aufs neue an die klatschfüchtige und verleumderische Frau des lahmen Schmiedegottes erinnerte, war, wie man mir sagte, auf neue Entdeckungen ausgefahren. Wenn meine Erzählung wahr sei, so sagte der Kapitän, dann hätten sie jetzt bereits eine äußerst wichtige Entdeckung gemacht, nämlich die, daß die Erdkugel ein



von einer Seite zur andern durchgehendes Loch habe. Dabei grinste er jedoch so eigentümlich, daß ich Mühe hatte, meinen aufsteigenden Zorn zu unterdrücken.

Ich möchte wohl wissen, was für ein Gesicht der Narr gemacht haben würde, wenn er gewußt hätte, daß die Erde noch mehr durchgehende Löcher hat. Von dem Vorhandensein wenigstens noch eines zweiten solchen Loches habe ich nämlich zuverlässige Kunde, und zwar durch die schon erwähnte Erzählung meines seligen Vaters.

Das Schiff segelte denselben Weg, den vorher der berühmte englische Kapitän Cook zurückgelegt hatte, und so kamen wir auch bald in Botany Bai an, einem Ort in Australien, der den Engländern als Strafkolonie dient.

Die Gegend ist hier sehr schön, die Natur scheint auf diesen Fleck ihre besten Geschenke ausgeschüttet zu haben. Ich bin daher der Meinung, daß man hierher nicht Spitzbuben schicken sollte, um sie zu bestrafen, sondern verdiente Männer, um sie zu belohnen.

Wir hielten uns hier nur drei Tage auf und gingen dann wieder in See. Am vierten Tage nach unserer Abfahrt wurde das Wetter schlecht und bald hatten wir einen fürchterlichen Sturm. Alle Segel zerrissen und flogen fort, die Großbramstenge brach ab, stürzte herab und fiel auf das Kompaßhäuschen; dieses ging in Stücke und mit ihm der Kompaß, der dadurch ganz unbrauchbar wurde.

Jedermann, der einmal die See befahren hat, wird wissen, welch ein Unglück der Verlust des Kompasses für ein Schiff ist. Dieses Gerät zeigt bekanntlich die Himmelsrichtungen an, durch deren Kenntniß der Schiffer in den Stand gesetzt wird, sein Fahrzeug richtig zu steuern. Das konnte unser

Kapitän nun nicht mehr und deshalb wußten wir weder aus noch ein.

Endlich legte sich der Sturm und es folgte ein anhaltender munterer Wind. So fuhren wir drei Monate lang immer der Nase nach, wie man zu sagen pflegt, und da die Fahrt immer schnell von statten ging, so mußten wir in dieser Zeit notwendig eine ungeheure Strecke zurückgelegt haben. Dies wurde uns zur Gewißheit, als wir auf einmal an allem, was um uns war, eine erstaunliche Veränderung bemerkten.

Zuerst merkten wir diese Veränderung an der Luft. Die ganze Besatzung hob die Nasen und begann zu riechen und zu schnüffeln. Wir verspürten die lieblichsten und angenehmsten Düfte, nicht von Weihrauch und Myrrhen, aber doch so würzig und kräftig, daß uns ganz leicht und froh ums Herz wurde. Auch die See hatte ihr Aussehen verändert; sie war nicht mehr blau, auch nicht grau, sondern ganz weiß.

Umweht von diesen lieblichen Düften und jubelnd und singend vor lauter Freude entdeckten wir endlich vor uns Land. Wir steuerten darauf zu und sahen auch bald einen geräumigen Hafen, in den wir sogleich hineinliefen. Statt des Wassers aber war dieser schöne Port mit frischer, vortrefflich schmeckender Milch angefüllt. Wir landeten und waren höchlichst erstaunt, als wir die Wahrnehmung machten, daß die ganze Insel nichts wahr, als ein einziger großer Käse!

Wer weiß aber, ob wir diese seltsame Tatsache überhaupt entdeckt hätten, trotz des durchdringenden Wohlgeruchs, der hier noch bemerkbarer war, als draußen auf der See, wenn nicht einer unserer Matrosen einen natürlichen Abscheu vor jeglicher Art von Käse gehabt hätte. Kaum hatte dieser Mann einen Fuß auf das Gestade gesetzt, als er sogleich in Ohnmacht fiel.

Wir spritzten ihm Milch ins Gesicht, denn Wasser war hier nicht vorhanden, flößten ihm auch ein gutes Quantum davon ein, und so kam er endlich wieder zu sich. Sein erstes Wort war die Bitte, doch den Käse unter seinen Füßen fortzunehmen. Und als man zusah, da fand sich's, daß er vollkommen recht hatte. Wir standen und gingen alle auf Käse; von welcher Sorte der aber war, das konnten wir nicht feststellen; jedenfalls stand er dem besten alten Limburger nicht nach.

Die Einwohner der Insel nährten sich größtenteils von diesem Käse, und damit sie sich nicht den Boden unter den Füßen wegäßen, wuchs des Nachts immer wieder nach, was während des Tages verzehrt worden war.

Auf unsern Spaziergängen durch dieses Land sahen wir eine Menge Weinstöcke mit schönen großen Trauben, die aber, wenn sie gepreßt wurden, nichts als Milch gaben. Wir fanden, daß die Milch überhaupt ein wenig zu reichlich hier vertreten war. Denn von den sieben Flüssen des Landes waren fünf voll Milch und nur zwei voll von Wein.

Es wuchs hier auch eine Art Korn, das von dem unsrigen jedoch dadurch unterschieden war, daß es anstatt der Ähren Pilze oder Erdschwämme auf den Halmen trug, in denen Brote lagen, die vollkommen gar gebacken waren und sogleich gegessen werden konnten. Ich fand dies sehr schön und praktisch, da hierdurch die Arbeit des Dreschers, des Müllers und des Bäckers erspart wurde, ich würde dieses Getreide auch gern bei uns eingeführt haben, wenn ich mir nicht noch rechtzeitig gesagt hätte, daß zu dessen Gedeihen ein Acker von Käse, und nicht einer von Sand oder Lehm gehöre.

Die Einwohner waren hübsche und ansehnliche Leute von ungefähr neun Fuß Körperlänge. Sie hatten drei Beine und

nur einen Arm und, wenn sie erwachsen waren, auf der Stirn ein Horn, das sie mit großer Geschicklichkeit zu brauchen wußten. Ihr Gewicht konnte nicht erheblich sein, denn sie hielten auf der Oberfläche der Milch Wettläufe und tummelten sich dort herum, wie wir auf einer Wiese.

Um das merkwürdige Land gründlich kennen zu lernen, unternahmen wir eine Entdeckungsreise durch das Innere. Nach sechzehn Tagen erreichten wir die Küste auf der andern Seite. Hier zeigte der Boden eine augenfällige Veränderung; wir probten ihn durch Geruch und Geschmack und fanden, daß er aus angegangenem blauen Käse bestand, von der Sorte, die die wahren Käseliebhaber so gern essen. Wir vermuteten nun, hier auch Milben und Maden zu finden, allein anstatt solcher Erzeugnisse alten Käses wuchsen die schönsten Obstbäume auf diesem Boden, Pfirsiche, Aprikosen und tausend andere Arten, die wir gar nicht kannten.

Diese Bäume waren von riesenhafter Größe und in ihrem Gezweig hatten viele Vögel ihre Nester gebaut. Unter andern lenkte das Nest eines Eisvogels unsere Aufmerksamkeit auf sich, und nicht mit Unrecht, denn es war im Umkreise fünfmal so groß als die Kuppel der Peterskirche zu Rom.

Dieses bemerkenswerte Nest war sehr künstlich aus unzähligen ungeheuren Urwaldbäumen geflochten, und darin lagen — warten Sie — denn ich mag gern alles so genau als möglich angeben — ja, darin lagen also wenigstens fünfhundert Eier, ein jedes ungefähr so groß wie ein Dgloft. Die Jungen in diesen Eiern konnten wir nicht nur sehen, sondern auch pfeifen hören.

Mit vieler Mühe wuchteten wir ein solches Ei aus dem Nest heraus und öffneten es; das junge unbefiederte Vögelnchen kam zum Vorschein; es hatte eine Größe wie etwa zwanzig aus-

gewachsene Geier zusammen.

Das Tierchen piepste in seiner Angst so laut und kläglich, daß der alte Eisvogel eilig daherkam; er packte unsern Kapitän mit einer Klaue, flog eine Meile weit mit ihm in die Luft empor, schlug ihn mit den Flügeln und ließ ihn dann in die See hinunterfallen.

Da die Holländer



aber alle wie die Ratten schwimmen, so litt er weiter keinen Schaden, nur mußte er entsetzlich viel Milch schlucken. Er war bald wieder bei uns, und wir machten uns nun wieder auf den Rückweg zu unserm Schiffe.

Als praktische Reisende wählten wir jetzt eine andere Strecke und entdeckten daher auch noch viele ganz neue, sonderbare und interessante Dinge. So erlegten wir unter andern zwei wilde Stiere, die, gleich den eingeborenen Menschen, nur ein Horn haben, das ihnen zwischen den Augen auf der Stirn wächst. Wir erfuhren nachher, daß die Einwohner diese Rinder zahm machen und zum Reiten und Fahren verwenden. Ihr Fleisch soll schmackhaft und gesund sein, es kommt aber bei einem Volke, das sich nur von Käse und Milch nährt, nicht zur Geltung.

Wir hatten uns der andern Küste bis auf etwa drei Tagereisen genähert, da kamen wir durch einen Wald und sahen hier drei Leute, die bei den Weinen an hohe Bäume gehängt waren. Ich empfand Mitleid mit ihnen und erkundigte mich, was sie gesündigt hätten, um eine so harte Strafe zu verdienen. Nun erfuhr ich, sie wären in der Fremde gewesen und hätten nach ihrer Heimkehr ganz ungeheuer aufgeschnitten und gelogen, indem sie Länder, Städte und Inseln beschrieben, die sie mit keinem Auge gesehen, und Abenteuer und Erlebnisse erzählten, die sich nie zugetragen hätten.

Da verwandelte sich allerdings mein Mitgefühl in Entrüstung und ich fand die Strafe durchaus angemessen und gerecht, denn es gibt keine höhere Pflicht für einen Reisenden, als sich bei seinen Berichten auf das strengste an die Wahrheit zu halten, damit seine Zuhörer nicht Gefahr laufen, sich eine unrichtige Ansicht und ein schiefes Urtheil über Länder und Leute zu bilden, die sie aus eigener Anschauung doch wohl niemals kennen lernen werden.

Wir kamen wohlbehalten an Bord unsers Schiffes wieder an, nahmen Abschied von diesem außerordentlichen Lande, lichteteten die Anker und steuerten in die offene See hinaus.

Und nun geschah etwas, das einen ebenso angenehmen wie tiefen Eindruck bei jedem einzelnen von uns hinterließ. Alle Bäume am Gestade, unter denen einige sehr große und hohe waren, neigten sich zweimal vor uns, in gleichem Takt, wie auf Kommando; dann richteten sie sich wieder auf und standen unbeweglich wie zuvor.

Es war mir nicht unbekannt gewesen, daß irgendwo einmal die Bäume eines Waldes sich vor einem abreisenden Heiligen in Ehrfurcht geneigt haben sollen, wie das ja auch der alte Kanzelredner Abraham a Santa Clara in seinem Buche „Judas der Erzschelm“ schon im Jahre 1689 ausdrücklich bezeugt hat; trotzdem aber fühlte ich mich beim Anblick dieses sicherlich von uns allen ganz unerwarteten Wunders sehr ergriffen, zugleich aber auch stolz und befriedigt. Denn selbst dem mächtigsten Herrscher auf Erden ist solch eine Höflichkeit, wie sie mir, dem Baron Münchhausen, bei der Abfahrt von der Käseinsel zuteil wurde, noch niemals erwiesen worden.





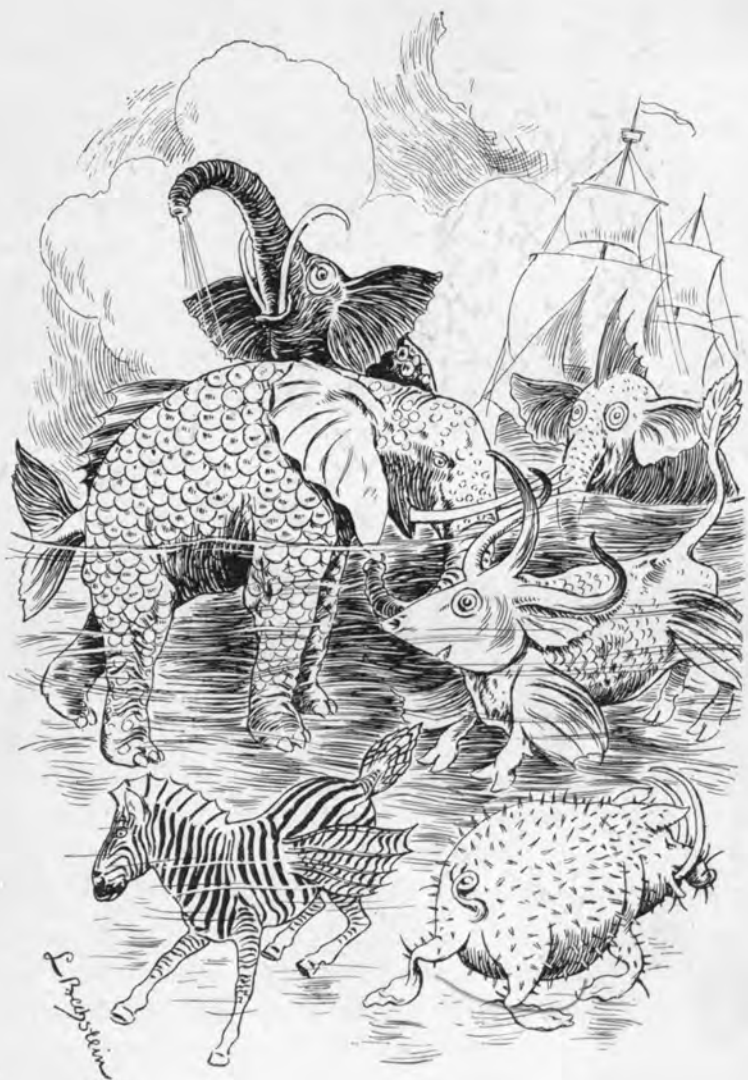
## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Freiherr einer starken Versuchung widersteht und dafür Bewunderung beansprucht. — Wie die Schiffsleute einen großen Fisch für eine Insel halten und auf ihm landen. — Von allerlei andern merkwürdigen Seethieren und Ungeheuern. — Wie das Schiff des Freiherrn von einem Seegeeschöpf verschlungen wird. — Was er im Magen des Unthiers erlebt und wie er durch einen klugen Plan sich und seine Unglücksgefährten befreit.

**N**achdem wir drei Tage umhergesegelt waren, der Himmel mag wissen wo, denn wir hatten noch immer keinen Kompaß, da wir trotz aller Nachfragen bei den Käsemenschen keinen hatten kaufen können, kamen wir in eine Meeresgegend, wo das Wasser ganz dunkel ausseh, und nicht etwa nur bei Nacht, sondern auch bei Tage. Wir tranken von dem vermeintlichen schwarzen Wasser und da stellte sich heraus, daß es der vortrefflichste Wein war.

Es kostete uns nun begreiflicherweise viel Mühe, zu verhindern, daß die Besatzung sich in aller Eile in dem köstlichen Getränk berauschte; mußte ich selber doch meine ganze Willenskraft aufwenden, der lockenden Versuchung aus dem Wege zu gehen. Denken Sie sich in meine Lage, meine Herren — rings nichts als Himmel und Wein — und bewundern Sie mich.

Allein die Freude dauerte nicht lange, denn wenige Stunden später schwammen wir wieder in dem gewöhnlichen salzigen Seewasser. Hier kamen wir bald zu einer niedrigen Insel, auf der allerlei grünes Kraut wuchs. Unsere Schiffsleute setzten ein Boot aus, landeten auf der Insel, liefen darauf umher und zündeten ein Feuer an, um Muscheln darin zu rösten. Da fing die Insel an sich zu bewegen, und zwar so gewaltjam, daß die





Matrosen sich nicht auf den Beinen erhalten konnten, sondern auf allen Vieren schleunigst in ihr Boot flüchteten. Die Insel aber sank plötzlich unter und verschwand.

Der Kapitän sagte, das sei ein ungeheurer Fisch gewesen, auf dessen Rücken sich im Laufe der Zeit Erde angesammelt und Pflanzenwuchs entwickelt habe. Solche Fische hätten Köpfe wie Eulen und lange Arme, mit denen sie die größten Fahrzeuge in die Tiefe ziehen könnten. Da war es denn gut, daß wir noch unangefochten davorkamen.

Am folgenden Tage begegneten wir einem Walfisch, der so groß war, daß wir volle drei Tage in schneller Fahrt segeln mußten, um von seinem Schwanz bis zu seinem Kopfe zu gelangen.

Diese Meeresgegend wimmelte überhaupt von den merkwürdigsten Fischen und Seeungeheuern. Da gab es Seeleoparden, die ein gelb und rot geflecktes Fell, riesige, stachelige Ohrmuscheln, grünleuchtende Augen, so groß wie Wagenräder, Flossen mit fußlangen Klauen und dazu Schwänze hatten, wie ich sie bisher nur an Krokodilen gesehen. Die kleinsten von ihnen maßen sieben Klafter in der Länge.

Da waren ferner Seebären, schwarze Ungeheuer mit Schuppen so groß und dick wie Dachziegel; sie hatten richtige Barentagen, Mäuler so groß wie unsere Kanonenpforten, fürchterliche Zähne aber keinen Schwanz. Sie mochten etwa sechs Klafter lang und drei Klafter dick sein.

Die Seeochsen, von denen wir nur wenige zu Gesicht bekamen, hatten Haiisfischköpfe mit drei Hörnern darauf, deren jedes unsere Bramstengen an Länge und Stärke übertraf. Sie brüllten wie Rindvieh, hatten gespaltene Hufe an den Flossen, und ihre Schwänze glichen denen der Walrosse.

Die Seeelefanten, die in großer Anzahl vorhanden waren, glichen ganz den Landelefanten, nur hatten sie Schuppen so groß und so rund wie Topfdeckel auf dem ganzen Leibe und hinten einen breiten Fischschwanz. Sie waren ungefähr dreimal so groß als ihre auf dem Trockenen lebenden Brüder.

Noch muß ich die Seeschweine erwähnen, deren Gequief uns fast die Ohren zerriß. Das waren mächtige, fette, walzenförmige Geschöpfe mit fürchterlichen krummen Hautzähnen, so groß und scharf wie Türkenäbel. Ihre Haut war dicht mit Stacheln bedeckt, sie hatten vier Flossen, die wie Seehundsfüße aussahen. Wir schlachteten einige und hingen die Schinken und die Speckseiten in den Rauch. An einem solchen Schinken hatte die ganze Mannschaft drei Wochen vollauf zu essen.

Es schwammen auch allerlei menschenähnliche Geschöpfe herum, die uns in das größte Erstaunen versetzten.

Ich entsinne mich eines ganz kuriosen Wesens, das der Kapitän einen Mönchsfisch nannte. Es hatte ein plummes Gesicht mit dicken Backen, Wulstlippen und niedriger Stirn, einen kahlen blanken Schädel, lange, armähnliche Flossen und einen Fischschwanz. Wir zogen einen solchen Kerl an Deck herauf; er schnitt aber so jämmerliche Gesichter unter seiner großen faltigen und dickbeschappten Kapuze und gab durch Schlagen mit den Flossen so heftig zu erkennen, daß er wieder ins Wasser wollte, daß wir ihm den Willen tun mußten. Mir tat das sehr leid, da ich schon den Entschluß gefaßt hatte, ihn sprechen und singen zu lehren. Wahrscheinlich aber hätte er außerhalb des Wassers nicht lange leben können.

Auch einen Seeritter fingen wir, der einen richtigen Harnisch auf dem Leibe trug. Sein Kopf war der eines Menschen mit einem Hechtnaul, seine Vorderflossen glichen Armen, deren jeder

in eine lange, schwertähnliche Spitze auslief, sein Beine waren geschlängelte Fischschwänze mit großen Sporen daran. Wir wollten diesen Seeritter mit nach Hause bringen, allein er starb leider schon nach drei Tagen.

Eines Morgens sahen wir ein riesengroßes Untier daherkommen; es ragte mit seiner ganzen oberen Hälfte aus dem Wasser und hatte zwei ungeheure Flügel ausgebreitet, mit denen es wie ein Schiff segelte. Wir empfingen es mit Kanonenschüssen, und es gelang uns, einen seiner Flügel zu zerbrechen. Sogleich ergriff es unter fürchterlichem Geschrei die Flucht und war bald unsern Augen verschwunden.

Aber das gewaltigste aller Seeungeheuer, denen wir in jenen Gewässern begegneten, gewahrten wir erst, als es bereits zu spät war. Es war so groß, daß wir es mit allen Fernrohren, die wir zu Hilfe nahmen, nicht zu übersehen vermochten.

Als dieses Tier unserer ansichtig wurde, saugte es mit Donnergetöse das Wasser, auf dem wir schwammen, in seinen Rachen hinein, und damit auch unser Schiff mit stehenden Masten und vollen Segeln. Ohne anzustoßen fuhren wir zwischen seinen Zähnen hindurch, gegen die der Mast des größten Kriegsschiffes nur ein kleines Stöckchen gewesen wäre.

Das Innere seines Rachens glich einem ungeheuren Gewölbe, dessen Enden nicht abzusehen waren. Nachdem wir hier einige Zeit gelegen hatten und hin- und hergespült worden waren, schluckte es eine unermessliche Menge Wasser ein und schwemmte unser Schiff durch den Schlund in den Magen hinunter. Und hier lagen wir nun so ruhig, als wenn wir bei einer toten Windstille zu Anker gegangen wären. Die Atmosphäre hätte freilich besser sein können, sie war nichts weniger als wohlriechend, vielmehr dumpf und muffig.

Als sich unsere Augen an die hier herrschende Finsternis gewöhnt hatten, sahen wir bald überall Anker, Tane und Boote in großer Menge umherliegen, auch befanden sich außer unserm Schiffe noch viele andere große Fahrzeuge hier, theils beladene, theils unbeladene, die dieses Geschöpf ebenso wie uns verschlungen hatte. Man stattete sich gegenseitig Höflichkeitsbesuche ab, denn selbst im Leibe eines Seeungeheuers darf die gute Lebensart nicht außer acht gelassen werden.

Ich brauche wohl nicht besonders hervorzuheben, daß es jetzt für uns keine Sonne, keinen Mond und keine Planeten mehr gab. Alle Arbeiten an Bord, alle Ausflüge mußten bei künstlicher Beleuchtung geschehen, so daß unser Vorrat an Öl und Lichten schnell auf die Neige ging und wir uns auf die Anfertigung von Fackeln aus Holz, Werg und Teer legen mußten, durch deren Qualm die Luft in diesem Fischmagen nicht verbessert wurde.

Zweimal am Tage trat Hochwasser ein, und ebenso oft hatten wir Ebbe und saßen auf dem Grunde. Wenn das Tier trank, dann hatten wir Flut, und wenn das Wasser abließ, dann lag unser Schiff in Schlamm und Schlick, gerade wie die Fahrzeuge, die unweit des Meeresstrandes ankern, bei niedrigem Wasser hilflos auf dem Sande liegen.

Wir berechneten die Wassermenge, die das Tier gewöhnlich zu sich nahm, und da fanden wir, daß sie ungefähr dem Inhalt des Genfer Sees zu vergleichen war, der doch einen Umfang von dreißig Meilen hat.

Eines Tages, es mochte der vierte oder fünfte nach unserm unfreiwilligen Einlaufen in dieses Reich der Nacht gewesen sein, unternahm ich mit dem Kapitän und einigen der Schiffs-offiziere eine Streiferei in die Umgegend, über den Bereich der uns zunächst liegenden Schiffe, die wir bereits besucht hatten, hinaus.



Wir hatten uns natürlich mit Fackeln versehen, um nicht über die massenhaft umherliegenden Dinge zu stolpern oder in Löcher zu stürzen. Wir hätten nicht geglaubt, noch eine so große Menge von Schiffen hier anzutreffen, als sich nach und nach unsern Augen darbot.

Auf einem von Fahrzeugen freien Plage fanden wir eine Versammlung von mindestens zehntausend Menschen aus allen Nationen. Sie waren gerade dabei, Rat zu halten, wie sie wohl aus diesem Fischmagen wieder hinaus in die Freiheit und auf die offene See gelangen könnten. Wie ich aus den Gesprächen der Zunächststehenden entnahm, hatten einige der Leute schon mehrere Jahre in dem häßlichen Gefängnis zugebracht.

Eben als der von der Versammlung erwählte Präsident uns über die Sache unterrichten wollte, wegen der das Volk sich hier eingefunden hatte, wurde der nichtswürdige Fisch wieder durstig und fing an zu trinken; die ungeheure Flut strömte mit solcher Gewalt und Schnelligkeit herein, daß alles die Flucht ergreifen und sich auf die Schiffe retten mußte, was uns, die wir ziemlich weit von dem unsern entfernt waren, zuletzt nur durch angestrengtes Schwimmen gelang.

Die Volksbewegung war jedoch einmal in Fluß geraten, und so versammelten wir uns, sobald die Ebbe eingetreten war, aufs neue. Ich wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Präsidenten erwählt, da unter all diesen Seefahrern sich viele befanden, denen der Name Münchhausen schon längst nicht mehr unbekannt war. Ich erwähne dies als eine Tatsache, und nicht um mich zu rühmen.

Ich bestieg also die Rednerbühne, gebot Silentium und machte den Vorschlag, eine Anzahl der höchsten und stärksten

Maftbäume der Länge nach aneinander zu fügen und dann, wenn das Ungetüm den Rachen öffnete, aufrecht zwischen Ober- und Unterliefer zu sperren. Dadurch würde es dem Gefchöpf vorläufig unmöglich gemacht werden, das Maul wieder zuzuklappen.

Diefer Vorschlag wurde mit lautem Beifall begrüßt und fand allgemeine Zustimmung. Sogleich wählte man hundert der stärksten Männer aus, die, von fünfundzwanzig der erfahrensten Schiffszimmerleuten angeführt, unverweilt an die Herstellung der riesigen Sperrstüze gingen.

Die Arbeiten nahmen mehrere Tage in Anspruch. Als die Stütze fertig war, wurde sie aus dem Magen, durch den Schlund und bis in den Rachen geschafft, was wiederum eine Arbeit von einer ganzen Woche war, da man eine sehr große und ungefüge Last zu bewältigen, ein sehr unebenes und schlüpfriges Terrain zu überwinden und dazu mit den zweimal täglich eintretenden Flutströmungen zu rechnen hatte.

Endlich bot sich die ersehnte Gelegenheit. Das Ungeheuer gähnte, und sogleich keilten wir unsere zusammengesetzten Maftbäume zwischen die Kiefer. Das untere Ende bohrte sich durch die Zunge, das obere drang in den Gaumen, wodurch das Schließen des Rachens ganz unmöglich gemacht war, selbst wenn unsere Maften viel schwächer gewesen wären.

Sobald nun die nächste Flut alle Schiffe im Magen flott gemacht hatte, ließ sich ein jedes durch seine Boote hinaus-schleppen in die weite Welt. Das Licht des Tages bekam uns, nach einer Gefangenschaft von mehreren Wochen in dem abscheulichen Fischmagen, unbeschreiblich wohl.

Als alle die durch meinen Plan befreiten Schiffe draußen auf offener See schwammen, bildeten sie eine sehr stattliche Flotte



von über hundert Schiffen, die nun, nach allgemeiner Verabschiedung, mit vollen Segeln und unter den fröhlich wehenden bunten Flaggen der verschiedensten Nationen, nach allen Richtungen davonzufuhren.

Die Sperrstöße aber ließen wir in dem Rachen des Unwänchhausen.

geheuers stecken, um andere Seefahrer vor dem schrecklichen Unglück zu bewahren, in diesen fürchterlichen Abgrund von Nacht und Unrat eingesperrt zu werden.



### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Freiherr mit dem Schiff „Venus“ ins Kaspische Meer gelangte und wie er an dessen Gestade einen Bären verhungern ließ. — Warum er mit dem Kapitän auf einen Bottich springt. — Das Abenteuer mit den Schneckenlöwen.

**W**ir segelten eine lange Zeit und zerbrachen uns dabei vergeblich den Kopf, zu erraten, auf welchem Meere wir uns jetzt eigentlich befänden.

Endlich gelang es mir, nach allerlei Beobachtungen herauszufinden und festzustellen, daß wir in der Kaspischen See wären. Da dieses Meer ganz von Land umgeben ist und keine Verbindung mit andern Gewässern hat, so begriffen wir zuerst gar nicht, auf welche Weise wir hierhergekommen sein könnten.

Zufällig aber hatte ich einen von den Einwohnern der Käseinsel in meiner Begleitung. Der Mann hatte sich mir in rührender Anhänglichkeit angeschlossen und bisher in der angenehmsten Weise die Zeit verkürzt. Nebenbei versah er die Dienste eines Kammerdieners.

Jetzt gab er uns einen sehr vernünftigen Aufschluß. Nach seiner Meinung hatte uns nämlich das Ungeheuer, in dessen Magen wir so lange eingesperrt gewesen waren, durch irgend einen unterirdischen Weg hierhergebracht.

Genug, wir waren nun einmal da und freuten uns, daß

wir da waren, und machten, daß wir sobald als möglich ans Ufer kamen. Ich war der erste, der landete.

Die Gegend war grün, schön und äußerst fruchtbar. Davon gab auch ein großer, sehr dicker und wohlgenährter Bär Zeugnis, der eilig auf mich zugelaufen kam, als ich soeben erst den Fuß auf den Strand gesetzt hatte.

„Sieh da, mein Bursche,“ sagte ich, „du kommst mir gerade recht!“

Er richtete sich auf, streckte die Lagen aus und wollte mich auf seine Art umarmen, um mir zum Willkommen den Garaus zu machen.

Da packte ich mit jeder Hand eine seiner mächtigen Pranken und drückte sie so herzlich, daß er greulich zu heulen anfang und sich vor Schmerzen wie ein Wurm wand und krümmte.

„Hilft alles nichts, mein Sohn,“ sagte ich, drückte noch fester zu und hielt ihn so lange in dieser Stellung, bis er zu Tode gehungert war.

Auch eine der wenigen Leistungen, auf die ich mir, bei aller Bescheidenheit, eine Kleinigkeit einbilde.

Übrigens setzte ich mich dadurch bei allen Bären des kaspischen Landes in großen Respekt, und keiner wagte es fortan, sich in meiner Nähe sehen zu lassen.

Da es auch an allerlei Wild in der Gegend nicht fehlte, so unternahm ich eines Tages mit dem Kapitän einen Jagdausflug in das Innere von Persien.

Der Tag war heiß, besonders als die Sonne um die Mittagszeit am höchsten stand; wir freuten uns daher nicht wenig, als wir in einer schattenlosen Ebene einen großen Zuber oder Bottich fanden, der umgelegt war und so eine Art von Schutzhütte bildete. Wir setzten uns hinein, holten



unsern Mundvorrat hervor und schmausten fröhlich und guter Dinge.

Plötzlich aber hörte ich ein Brüllen in der Ferne; ich kroch aus dem Bottich und blickte um mich. Da sah ich einen großen

persischen Löwen in vollem Lauf auf uns zukommen. Auf meinen Ruf kroch nun auch der Kapitän hervor, und wir griffen nach unsern Gewehren.

Alein der Löwe war schon heran. Es blieb uns nichts übrig, als um den Bottich herum zu retirieren, immer rund herum; natürlich rannte der Löwe immer hinter uns her.

Endlich gelang es mir, den Bottich auf das schreckliche Raubtier zu stülpen und mich oben darauf zu schwingen. Und als nun auch der Kapitän heraussprang, da konnte der Löwe sich aus seinem Gefängnis nicht mehr befreien.

Wir setzten uns gemächlich nieder und überlegten, was zu tun sei. Sprangen wir vom Bottich auf den Erdboden, dann warf der Löwe das Gefäß mit Leichtigkeit um, und mit ebenso großer Leichtigkeit wurden wir seine Beute. Wir mußten also ausharren, bis die Bestie unter uns verhungert war.

„Wie lange kann das dauern?“ fragte der Kapitän.

„Das hängt davon ab, wann er zum letzten Mal seinen Wanst gefüllt hat,“ sagte ich. „Er schien ja sehr hungrig gewesen zu sein, nach der Eile zu urteilen, mit der er hinter uns her war. Aber solch ein Vieh kann ziemlich lange ohne Nahrung aushalten.“

„Wie lange wohl?“ fragte der Kapitän.

„Zwei Wochen,“ antwortete ich.

„Bis dahin sind wir auch verhungert,“ brummte der alte Seefahrer.

„Vielleicht kommt uns von irgend einer Seite Hilfe,“ tröstete ich ihn.

„Wollen's hoffen,“ sagte der Kapitän.

Der Löwe rumorte, brüllte, fragte und scharrte unter uns, daß es ganz gefährlich anzuhören war. Allein das half ihm nichts.



Nach zwei Tagen, die Sonne war eben aufgegangen, stieß der Kapitän plötzlich einen unverständlichen Ruf aus, sprang auf die Füße und — hatte den Schwanz des Löwen in der Hand, an dem er nun aus aller Gewalt und nach echter Seemannsart wie an einem Tau riß und zog und dabei laut und schallend „Oho! Holjoho!“ rief.

Sogleich packte auch ich zu und half ihm reißen und ziehen, so daß der Löwe unten im Zuber vollständig machtlos wurde. Dabei erzählte mir der Kapitän, daß der Schwanz der Bestie vorhin einige Zoll weit aus dem Abzugsloch im Boden des Bottichs hervorgekommen sei; da habe er schnell entschlossen zugepackt und nun hätten wir ihn fest.

Inzwischen war mir auch schon einer meiner guten Gedanken gekommen. Ich befahl dem Kapitän, den Schwanz möglichst unten zu fassen und dann einen Augenblick aus allen Kräften allein festzuhalten. Er tat es, und nun schlug ich geschwind in den freien Teil des Schwanzes einen Knoten.

„So,“ sagte ich dann; „jetzt loslassen und herunter vom Bottich.“

Kaum standen wir auf der Erde, da riß der Löwe den Bottich um und jagte brüllend querselbein davon, das große Gefäß am Schwanz hinter sich herschleifend.

Wir waren die Bestie los, aber damit ist meine Geschichte noch nicht zu Ende.

Denn nach mehreren Jahren kam ich wieder einmal in diese Gegend, und zwar von Teheran aus, wo ich damals Gast des Schahs von Persien war. Da sprang mir aus einem Dickicht ein mächtiger Löwe entgegen, aber nicht so schnell, wie sonst Löwen zu springen pflegen. Er schleppte nämlich ein Hindernis am Schwanz mit sich — einen großen Bottich.



Aha, dachte ich, das ist ja unser alter Freund von damals, legte an und schoß ihn nieder.

Wer aber kann sich mein Erstaunen ausmalen, als noch zwei männliche Löwen und drei Löwinnen aus dem Dickicht hervorbrachen, und als ich sah, daß jedes der Tiere am Schwanz einen Bottich hinter sich herschleppte! Ich knallte natürlich auch diese nieder und untersuchte dann die Sache näher. Und nun fand ich, daß die Bottiche mit den Schwänzen untrennbar verwachsen und gewissermaßen eins mit ihnen waren, und nicht etwa durch Knoten in dem Abzugsloch festgehalten wurden.

Während ich mich noch mit der Untersuchung beschäftigte, kam winselnd und jaulend eine Schar von zehn ganz kleinen Löwchen aus dem Dickicht, und alle beschnupperten wehklagend die erlegten großen Tiere, und jedes der niedlichen Dinger hatte seinen kleinen Bottich am Schwänzlein.

Als sie sich vergeblich bemüht hatten, die Aufmerksamkeit und Teilnahme der toten Eltern zu erregen, da legten sie sich traurig an deren Seite nieder, und jedes stülpte seinen kleinen Bottich über sich, so daß es darunter ganz verschwand.

Nachdenklich ging ich ab und fragte im nächsten Dorfe die Ortsobrigkeit über diese eigentümliche Sache aus. Da erfuhr ich denn, daß die Schnecken- oder Bottichlöwen erst seit etwa drei Jahren in dieser Gegend des persischen Reiches aufgetaucht seien, daß man vorher diese Löwenart hier nicht gekannt habe und daß sie auch in keinem andern Teile des Reiches vorkomme.

Die seltsamen Tiere führten die Bezeichnung Schneckenlöwen, weil sie wie die Schnecken ihre Häuser mit sich herumtrügen. Legten sie sich nach dem Fraße oder sonst zu einer Zeit zur Ruhe nieder, dann stülpten sie stets die Häuser über sich. Das täten die alten Löwen sowohl wie auch die Jungen und Aller- kleinsten. Auch brächten die Alten zuweilen Wasser in ihren Bottichen herbei, um die Kleinen darin zu baden.

Woher diese seltsamen Schneckenlöwen so plötzlich gekommen seien, das wisse niemand zu sagen. Man mutmaße aber, daß das erste Paar vor einer Reihe von Jahren von einem holländischen Schiffe entsprungen sei, das aus fernen Landen gekommen war und eine Zeitlang am Gestade des Kaspiischen Meeres zu Anker gelegen habe. Man nenne sie deshalb auch wohl holländische Faß- oder Bottichlöwen.

Es seien sehr merkwürdige Geschöpfe, dergleichen zuvor ge-

sehen zu haben sich auch die allerältesten Leute nicht zu erinnern vermöchten.

Soweit die Auskunft, die ich in dem persischen Dorfe erhielt.

Ich wußte, woher diese Schneckenlöwen stammten, behielt mein Geheimnis jedoch für mich. —

Ich verabschiedete mich damals bald von der „Venus“ und ihrer Besatzung, ließ nicht ohne Bedauern meinen Mann von der Käseinsel auf dem Schiff zurück und reiste mit einer zufällig des Weges ziehenden Karawane zu Lande nach Rußland.



## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Was der Freiherr von seinem Vater erzählt. — Der Oberst von Hengstenberg. — Das Loch durch die Erdkugel. — Der zurückgekehrte Kohlenkasten.

**W**ohl den Söhnen, so begann der Freiherr an einem der nächsten Abende eine neue Erzählung, denen es vergönnt ist, aus aufrichtigem Herzen das Lob ihrer heimgegangenen Väter zu verkünden, und wohl den Vätern, die sich in ihren Söhnen zugleich auch ihre Lobredner zu erziehen verstanden!

Wenn ich bei meinen Zeitgenossen als ein Mann von Verstand, Wiß, Ehrenhaftigkeit und vor allem als ein Mann von strengster Wahrheitsliebe gelte, und wenn ich mir bei aller Bescheidenheit sagen kann, daß ich diesen Ruf auch einigermaßen verdiene, dann verdanke ich dies meinem braven seligen Vater, der mir die genannten guten Eigenschaften vererbt hat.

An irdischen Gütern hinterließ er mir, wie Ihnen allen bekannt sein wird, kaum etwas mehr als die Besizung Boden-

werder, die obendrein schwer mit Schulden belastet war. Ihren gegenwärtigen blühenden Zustand verdankt sie meinem Fleiß, meiner Sparsamkeit und einigen zufälligen Glücks Umständen.

Mein seliger Vater war ein hochveranlagter Ideal mensch, der die geistigen Güter viel höher schätzte, als den schnöden Mammon, das schmutzige Geld. Er verachtete die wie er behauptete vom Teufel erfundenen Zahlungsmittel, die Kassenscheine, die goldenen, silbernen und kupfernen Geldmünzen in solchem Maße, daß er sie nicht nur höchst widerwillig in die Hand nahm, sondern auch die Zeit für verloren hielt, die er darauf verwenden mußte, Geld zu erwerben.

So war denn Bodenwerder sehr bald bis über die Dachbalken hinaus verschuldet, und beinahe jeder Besucher, der das Herrenhaus betrat, war ein geldheischender Gläubiger.

Wenn Sie nun aber meinen, daß mein Vater vor diesen Manichäern keine ruhige Stunde mehr gehabt habe, so irren Sie. Des trefflichen Mannes Tage verliefen in ungetrübter Heiterkeit. Er arbeitete von früh bis spät, und Arbeit gibt immer Freude und Befriedigung.

Sie möchten gern wissen, welcher Art die Arbeit war, die mein seliger Vater, der Reichsfreiherr Karl Friedrich Balduin von Münchhausen, wohl so eifrig betrieben haben mochte. Sie sollen es erfahren, meine Herren.

Eines Tages war mir das nicht sehr häufige Glück zuteil geworden, einige Zeit in seinem Privatzimmer verweilen zu dürfen. Das Zimmer mit seinem seltsamen Inhalt pflegte stets einen eigentümlichen und starken Reiz auf mich auszuüben.

In den vier Ecken standen eine Drehbank, eine große elektrische Batterie, eine kleine Dampfmaschine nach dem System des Engländers Hulls, der, wie Sie wissen, anno 1736 ein

Boot erbaut hatte, das durch von Dampf getriebene Räder bewegt wurde. In der vierten Ecke stand ein Planetarium, nach dem berühmten System des Grafen Drery, das in majestätischer Bewegung seine Kreise beschrieb. Auf den Tischen, auf Wandbrettern, Stühlen und auf dem Fußboden lagen in genialer Unordnung die verschiedensten Werkzeuge, Retorten, Chemikalien, wissenschaftliche Instrumente, Bücher, Flaschen und was weißt sonst noch umher; auf den Schränken standen allerlei altergeschwäzte Büsten, und dazwischen thronte eine schläfrig blinzelnde zahme Gule.

Mein Vater saß in seiner alten zerfetzten Jagdjoppe an der Drehbank und hatte dort irgend etwas zu basteln; ich benutzte die Gelegenheit, um einen neugierigen Blick in das kleine Nebengemach zu werfen, wo auf einem Brettergestell, das wie ein Seziertisch aussah, eine ausgestreckte, ungewöhnlich große menschliche Gestalt lag, deren Umrisse unter dem verdeckenden weißen Laken deutlich erkennbar waren.

Das Ding war unheimlich anzusehen. Es sollte ein Haupt- und Meisterwerk meines Vaters werden, ein Mikrokosmos, wie der gelehrte Herr sagte, ein automatischer Mensch. Er war erst zum Teil fertig. Mein Vater hatte den Kunstmenschen erst bis zum Bruchrechnen gebracht.

Während ich mir diesen Mikrokosmos noch mit heimlichem Grausen betrachtete und ihn dabei um seine Kenntnis des Bruchrechnens beneidete — ich war damals erst vierzehn Jahre alt und noch weit zurück in den Wissenschaften — da ertönte eine kleine Glocke und bald darauf trat ein Herr ein, der Besitzer eines Nachbargutes und zufällig kein Gläubiger.

Mein Vater begrüßte ihn ohne aufzublicken.

„Guten Tag, Hengstenberg,“ sagte er. „Kümmerst du

dich auch mal um mich? Dich hätte ich kaum zu sehen erwartet.“

„Das glaube ich, bist ja bloß an Manichäerbesuche gewöhnt,“ lachte der andere, der alte Oberst von Hengstenberg, der sich im ersten schlesischen Kriege mit Ruhm bedeckt hatte, außer diesem aber ebenfalls nur geringe Glücksgüter besaß. „Die elenden Manichäer, was, Münchhausen? Kenne das. Mir macht das Gefindel auch manchmal zu schaffen.“

„Manichäer!“ rief mein Vater verächtlich. „Solch einen Begriff gibt es schon längst nicht mehr für mich. Nimm mir's nicht übel, Oberst, aber ein Mensch, der sich heutzutage noch vor Manichäern fürchtet, der kommt mir vor wie eine Ausgrabung aus vergangener Zeit. Wozu wäre alle Wissenschaft nütze, wenn sie ihre Träger nicht einmal der Sorge um solche miserablen Drangsalierungen überheben könnte?“

Paß auf, Oberst, und höre mir zu. Du hattest die Güte, mir heute deinen angenehmen Besuch zu schenken. In dem Moment, wo du vorhin in die Haustür tratest, machte mir die kleine Glocke, die du hier an der Wand bemerkst, davon Mitteilung. Dann kamst du die Treppe herauf, und jeder deiner Schritte wurde, dank meiner Wissenschaft, an dir zum Verräter, denn ein echter Mann der Wissenschaft macht nicht nur die Steine, sondern auch die Treppenstufen reden.“

„Den Teufel auch!“ rief der Oberst und verschob sich die Perücke auf dem Kopfe. „Du bist ja ein Mordskerl, Münchhausen!“

Mein Vater lächelte und fuhr fort:

„Du tratest arglos auf die erste Stufe, und sofort meldete diese mir dein Gewicht. Das geht ganz natürlich zu. Die Stufe fungiert genau wie eine Waage, und schau her, auf diesem



Zifferblatt hier kannst du noch dein Gewicht bis auf einen Quentchenbruch lesen. Ich hätte dich übrigens für schwerer gehalten, und früher, während des Feldzuges, bist du's auch gewesen. Du müßtest stets ein besonders starkes Pferd haben."

"Das ist richtig," nickte der Oberst. "Deswegen ritt ich auch mit Vorliebe Dänen. Aber weiter, du Tausendsassa."

"Die zweite Stufe," so fuhr mein Vater in seiner Erklärung fort, "berichtet mir das Maß des Fußes, oder genauer, das des Stiefels meines Besuchers; die dritte seine Größe, die vierte seine Haar- und Gesichtsfarbe; die fünfte, ob er einen Bart trägt und was für einen; die sechste die Länge seines Zopfes und sonstige besondere Kennzeichen."

"Nicht möglich!" rief der Oberst. "Du bist ja ein Schwere-notskerl!"

"Höre nur weiter," sagte mein Vater ruhig. "Wenn der Heraufkommende den ersten Treppenabsatz erreicht hat, dann habe ich bereits ein ziemlich genaues Signalement von ihm hier vor mir, und es bleibt mir nun noch ausreichend Zeit, die Maßregeln zu treffen, die sich etwa als nötig herausstellen und die der Situation entsprechen. Eine ganz einfache Sache, was, Oberst von Hengstenberg?"

"Einfach nennst du das, Münchhausen? Sieh dich vor, daß sie dir nicht noch einmal wegen Hexerei den Prozeß machen, alter Freund!" entgegnete der alte Haubegen. "Wo hast du bloß den Kopf her?"

"Der eine hat den Kopf, der andre den," antwortete mein Vater. "Auf deinem Schädel sind österreichische Säbel wie Glas zersprungen, den meinen haben sie dreimal zerspalten. Vielleicht kommt's daher. Was ich dir bisher sagte, ist übrigens bloß meiner Wissenschaft Abc."

„Kreuzelement!“ rief der Oberst. „Da möchte ich dies A-b-c nicht bis zum Z auswendig lernen! Aber, Freund Münchhausen, ich kann nicht einsehen, wie diese sicherlich sehr geistreiche Einrichtung dir helfen soll. Dadurch, daß man von dem Nahen eines Gläubigers unterrichtet ist, wird doch dessen Forderung noch nicht bezahlt. Und der entgehst du doch wahrlich nicht durch dies vertrackte Spioniersystem, du müßtest denn hier aus dem Fenster springen.“

Mein Vater lächelte eine Weile vor sich hin. Ich hatte mich bei dem Eintritt des Obersten in das Nebengemach gedrückt, in der Hoffnung, daß der alte Herr bald wieder gehen würde. Mein Vater mochte meine Anwesenheit längst vergessen haben, sonst hätte er jedenfalls seinem Nachbar und Kriegskameraden die Mitteilungen nicht gemacht, die ich bereits vernommen hatte und die ich noch vernehmen sollte. Er hielt mich, wie ich wohl wußte, noch nicht für reif genug, in solche Geheimnisse eingeweiht zu werden.

„Ich will dir sagen, Hengstenberg,“ fing er dann wieder an, „welchen Nutzen diese Einrichtung mir gewährt. Du sollst erfahren, was aus einem Kerl wird, der von mir, einer Säule der Wissenschaft, Geld haben will.“

„Ich bin neugierig,“ sagte der Oberst und funkelte meinen Vater mit seinen schwarzen, krallen Vogelaugen erwartungsvoll an.

„Hahaha!“ lachte der. „Das Ding macht mir immer von neuem wieder Spaß! Ich habe sieben Wochen daran gearbeitet. Wußtest du, mein Herr Oberst, daß die Erde ein Loch hat?“

Er flüsterte diese Frage geheimnisvoll und triumphierend.

„Ein Loch?“ wiederholte der Oberst ganz erstaunt. „Die Erde?“

„Ja, ein Loch,“ sagte mein Vater mit Nachdruck. „Und

zwar ein Loch, das durch den Mittelpunkt der Erdfugel geht. Wußtest du das?"

"Der Teufel soll mich holen, wenn ich das gewußt habe!" rief die alte Kriegsgurgel. "Ist das wahrhaftig wahr?"

"So wahr, wie dir die Nase vorn und der Popf hinten hängt," sagte mein Vater. "Seit geraumer Zeit haben die Physiker aller Nationen das Vorhandensein eines solchen Loches geargwohnt und vorausgesetzt, mir aber blieb es vorbehalten, dieses Loch zu finden."

Hier unterbrach der Freiherr seine Erzählung, trank ein Glas Punsch auf einen Zug aus und schaute dann seine Zuhörer mit seinen etwas zwinkernden Adleraugen der Reihe nach an.

Sie erinnern sich, meine Herren, sagte er dann, daß ich Ihnen vor kurzem schilderte, wie mir bei einer gewissen Gelegenheit ein Stich durch die Seele fuhr, ein Stich der Reue, und wie ich hinzufügte, daß ich damals meinem seligen Vater das Unrecht abbat, das ich ihm antat, als ich mich eines Tages versucht gefühlt hatte, an der Wahrheit einer seiner Erzählungen zu zweifeln.

Nun, jene Erzählung betraf das erwähnte Loch.

Es ist mir vergönnt gewesen, ein solches Loch persönlich kennen zu lernen und zu durchfliegen. Die Geschichte, die mein seliger Vater dem Oberst Hengstenberg erzählte, und die nun auch Sie kennen lernen sollen, ist buchstäblich wahr gewesen. Es gibt mehrere solche Löcher, das hat mir der Sturz aus Vulkans Schmiede ins südliche Eismeer gezeigt. Ich fahre jetzt fort in der Mittheilung, die mein Vater seinem alten Kriegskameraden machte und die ich von dem Nebengemach aus als Lauscher wider Willen mit anhören mußte.

„Hast du die Geschichte von dem holländischen Weltumsegler Vanderveen gelesen?“ so fragte mein Vater den Obersten.

„Nein,“ sagte dieser, „ich lese überhaupt nichts.“

„Das ist unrecht,“ entgegnete mein Vater. „Lesen macht klug. Dieser Holländer also entdeckte im Jahre 1705 im südlichen Großen Ozean auf der sogenannten Hungerinsel einen unheimlichen, gährenden Schlund, in welchem er mit einer dreitausend Klafter langen Leine keinen Grund erreichen konnte. Dies ist später von andern Seefahrern bestätigt worden. Einen Boden hat keiner in dem Loch gefunden, aus dem einfachen Grunde, weil das Loch überhaupt keinen Boden hat.“

„Unsinn!“ rief der Oberst. „Jedes Loch, und sei es noch so tief, muß einen Boden haben!“

„Du irrst, alter Freund,“ sagte mein Vater. „Es gibt Löcher, die keinen Boden haben, und zu denen gehört jenes auf der Hungerinsel. Es geht von dort aus durch bis zu der entgegengesetzten, antipodischen Oberfläche; es ist diametral.“

„Also diametral!“ wiederholte der Oberst. „Postausend!“

„Sawohl, diametral,“ bestätigte mein Vater. „Wo aber befindet sich das gegenfüßlerische Loch?“

„Ja, wo?“ fragte der Oberst.

„Das will ich dir sagen,“ antwortete mein Vater. „Es ist hier ganz in der Nähe.“

„Der Tausend!“ rief der Oberst.

„Ja, ganz in der Nähe,“ wiederholte mein Vater. „Ein Zufall führte mich zu dieser Entdeckung. Vor einiger Zeit wollte ich zur kühlen Aufbewahrung eines chemischen Präparates in dem Keller meines Hauses ein Loch graben; kaum aber hatte ich ein paarmal mit der Pickaxe eingehauen, da senkte sich ein Teil des Kellergrundes, ein anderer Teil stürzte krachend nach, und ich

stand ganz starr vor Staunen am Rande eines finstern Abgrundes, aus dem mir ein warmer Brodem entgegenstieg.

Schnell hatte ich mich wieder gefaßt und warf nun einen in der Nähe stehenden eisernen Kohlenkasten in den schwarzen Schlund, um aus dem Ton des Aufschlagens zu ermessen, wie tief er wohl sei. Aber ich hörte nichts.

Der Kasten fiel und fiel. Genau nach zwei Stunden und fünfzehn Minuten kam er wieder herauf.“

„Was! Wer? Der Kasten?“ rief der Oberst.

„Ja, der Kasten,“ sagte mein Vater.

„Kam wieder herauf?“ schrie der Oberst.

„Kam wieder herauf,“ sagte mein Vater. „Ich erwischte ihn und stellte ihn wieder an seinen Ort.“

Und da wollen wir ihn auch vor der Hand stehen lassen, meine Herren, so schloß der Freiherr für diesen Abend seine Erzählung. Morgen sollen Sie den weiteren Verlauf erfahren, auf den Sie, wie ich Ihnen ansehe, schon sehr gespannt sind.



## Sünfundzwanzigstes Kapitel.

Des Freiherrn Karl Friedrich Balduin von Münchhausen Manichäerfalle. — Der unheimliche Lehnstuhl. — Des Freiherrn Balduin vorzeitiges Ende.

**D**er Kohlenkasten, der übrigens noch heute in meinem Besitze ist, stand also wieder an seinem Ort, und wir waren, wenn ich nicht irre, in unserer Erzählung gestern abend gleichfalls bei dem Kohlenkasten stehen geblieben, begann der Freiherr lächelnd und schaute sich im Kreise um. Nun hat mein Vater wieder das Wort.

Münchhausen.

„Nimm jetzt mal deine Gedanken zusammen, Oberst,“ sagte er zu seinem alten Kameraden.

„Als ich den Kasten in das Loch hinabgeworfen hatte, fiel dieser mit progressiv zunehmender Geschwindigkeit, bis er im Mittelpunkt der Erde angelangt war.

Dort hätte er zum Stillstand kommen müssen, wenn der erlangte Bewegungstrieb ihn jetzt nicht, trotz der ihm entgegenwirkenden, vom Erdmittelpunkt ausgehenden Anziehungs- oder Schwerkraft, weitergerissen hätte. Er flog von nun an gewissermaßen wieder aufwärts, der uns entgegengesetzten Oberfläche der Erde zu. Allerdings mit stetig abnehmender Geschwindigkeit.

Jenseits angekommen verharnte er einen kurzen Moment in Ruhe und flog dann den Weg von ungefähr 1350 Meilen wieder zurück in meine Hände. Hätte ich ihn nun hier nicht festgehalten, dann würde er seine Reise wiederholt haben, immer von neuem, aber in stets kürzer werdender Ausdehnung, wie die ersterbenden Schwingungen eines Pendels, um endlich im Mittelpunkte zur ewigen Ruhe zu gelangen.

Du kannst dir denken, lieber Hengstenberg,“ so fuhr mein Vater fort, „daß ich nicht lange zögerte, solch eine großartige Entdeckung praktisch zu verwerten. Und so ist meine Manichäerfalle entstanden.“

„Sagtest du Manichäerfalle?“ rief der Oberst. „Habe ich recht verstanden?“

„Meine Manichäerfalle,“ wiederholte mein Vater. „Eine Fallklappe da draußen dicht vor meinem Zimmereingang, hier an der Wand ein Druckknopf — ein Manichäer auf der Klappe — brauchst's noch weitere Erklärung?“

„Gewiß nicht!“ rief der Oberst. „Aber, Donnerwetter, Münchhausen, ist dies Verfahren nicht etwas — na, sagen wir

radikal? So ganz ohne Warnung solch einen armen Kerl die Reise nach der Hungerinsel immer hin und her machen zu lassen — das ist doch hart!"

"Nicht ganz so hart, wie es, das gebe ich zu, den Anschein hat," antwortete mein Vater. "Wenn so einer zum erstenmal zurückkommt, dann erwarte ich ihn, mit einer starken Leine in der Hand, am Eingang des Schachtes. Ist er vernünftig geworden und läßt er mit sich reden, dann reiche ich ihm das rettende Tau. Wenn nicht, nun, so geht er durch seine eigene Schuld nach dem Mittelpunkt."

"Dann verdient er's auch nicht besser," sagte der Oberst.

"Sehr richtig," nickte mein Vater. "Eins nur ist's, was mir auf dem Herzen liegt; der Mittelpunkt ist schon so angefüllt mit Manichäern, daß er in kurzer Zeit verstopft sein wird. Dann endet die Reise der noch Kommenden daselbst gleich von vornherein, und keine Sinnesänderung vermag ihnen mehr zu helfen."

Mein Vater schwieg. Der Oberst, der während der ganzen Dauer der Erzählung immer hin und her marschiert war, blieb jetzt vor meinem Vater stehen und sah ihm bewundernd ins Gesicht.

"Hm," sagte er, "kenne dich doch nun schon so lange, Balduin, habe im Felde auf einem Stroh mit dir gelegen, aber soviel Gelehrsamkeit und Geschick hätte ich doch nie in dir vermutet. Toller Kerl, dieser Münchhausen! Und das Loch hier in unmittelbarer Nähe! Gestatte, daß ich mich ein wenig setze. Die Geschichte ist mir etwas in die Beine gefahren."

"Halt!" rief mein Vater schnell. "Nicht auf den Stuhl da! Das ist mein Rechtsbeistand!"

Aber sein Warnruf war um eine Sekunde zu spät gekommen. Der alte, schon etwas wackelbeinig werdende Kriegsmann hatte





sich in einen Lehnstuhl fallen lassen, der jetzt zu seinem und auch meinem höchsten Erstaunen zwei greuliche Knochenarme ausstreckte, die ihn so fest umfingen, daß er vergebens nach Befreiung rang. Zugleich lugte ein abschreckender Totenkopf langhaltig über seine Schulter, schob ihm die Perücke ganz auf das

eine Ohr und drückte dabei grinsend seine fleischlose Wange gegen die des alten Herrn.

Der hatte bald sein erstes Entsetzen überwunden und fing an, seiner Entrüstung über diese hinterlistige Gefangennahme in einer knatternden Salve der kräftigsten Kavalleristenflüch Luft zu machen. Da eilte aber auch schon mein Vater mit vielen Entschuldigungen zu seiner Befreiung herbei.

Er berührte hinten am Stuhl eine Feder, und sofort löste der Rechtsbeistand seine schaurige Umarmung. Der Oberst sprang auf und setzte sich dann vorsichtig auf einen einfachen Holzschemel, nachdem mein Vater ihm die feierliche Versicherung gegeben hatte, daß dieser ein ganz zuverlässiges und gewöhnliches Möbel sei.

„Der da aber,“ sagte mein Vater, „ist eine Erfindung, auf die ich mir etwas einbilde. Ich habe ihn bereits angefertigt, als ich noch in Heidelberg studierte. Er hat mir manchen Dienst geleistet, als ich Student war, und auch später, als ich schon hier auf Bodenwerder saß, hat er mir über die verschiedenen kleinen Unannehmlichkeiten hinweggeholfen, die dem Leben selbst des Anspruchslosesten niemals fern bleiben.“

Seiner Umarmung überantwortete ich nicht nur alle sogenannten guten Freunde, die mir unangenehm oder unbequem sind, sondern auch, und zwar hauptsächlich, gewisse Handwerker und Geschäftsleute, die mich mit ihren Rechnungen ungebührlich behelligen.

Daher sein Name — der Rechtsbeistand. Die Kerle danken gewöhnlich noch ihrem Schöpfer, wenn sie sich durch Quittierung ihrer Bettel loskaufen können.“

„Verfluchter Kerl, der Münchhausen!“ sagte der Oberst, stand auf, rückte die Perücke zurecht, nahm Hut und Stock und ging eilig ab. Der Aufenthalt in dem Zimmer, in dem er so

viel Seltsames und Unheimliches gesehen und erfahren hatte, schien ihm ungemüthlich geworden zu sein.

Soviel ich weiß, hat er meinen Vater auch nie wieder besucht.

Ich kam bald darauf in das Haus eines Verwandten in Hannover, wo ich mehrere Jahre zubrachte. Inzwischen fand mein Vater einen vorzeitigen Tod durch eine Explosion, deren Ursachen niemals aufgeklärt worden sind, die aber wohl eine Folge seiner Experimente gewesen ist.

Dadurch wurde auch der westliche Anbau des Schlosses, in welchem sein Zimmer gelegen war, bis auf die Grundmauern zerstört. Ich habe später zwischen den Fundamenten vergeblich nach dem Loch suchen lassen; es war so vollständig verschüttet, daß keine Spur davon mehr zu finden war.

Jedenfalls hat es existiert, das beweist nicht nur meines seligen Vaters Erzählung, sondern auch mein eigenes Erlebnis im Berge Ätna. Ich habe die feste Überzeugung, daß sich noch eine ganze Anzahl solcher Löcher in der Erdkugel befinden müssen; es kommt nur darauf an, daß sie entdeckt werden.

Das aber muß der Zeit und dem Zufall überlassen bleiben.



## Sechszwanzigstes Kapitel.

Was der Freiherr von einer böhmischen Riesenkiefer erzählt. — Von den merkwürdigen Eigenschaften seines Dolland-Perspektivs. — Warum die Kaiserin von Rußland ihm hohe Orden verleiht und der russische Kriegsminister ihm einen Jagdhund schenkt. — Die wunderbare Jagdweste.

Sie wissen, meine Herren, begann der Freiherr an einem der nächsten Abende, übrigens dem letzten, von dem wir zu berichten wissen, daß mein Schwager, der russische Fürst Karakuban, seiner Gemahlin, meiner Schwester, bei der Vermählung eine große Herrschaft in Böhmen als Morgengabe geschenkt hat. Ich reise alljährlich einmal dorthin, um nach dem Rechten zu sehen und namentlich die ungeheuren Waldbestände zu überwachen.

Es gibt dort Bäume von geradezu fabelhaften Durchmesser, nicht nur Eichen, Buchen und Linden, die ja alle sehr stark werden können, sondern auch Nadelbäume, die jenen an Dike nicht nachstehen, sie oft sogar ganz gewaltig übertreffen.

Bei meinem vorletzten Besuch bezeichnete ich dem fürstlichen Oberförster einige Tausend Riesentiefen, die geschlagen, zerkleinert und verkauft werden sollten. In Rußland und Polen schafft man die schönsten Kiefern nach den großen Strömen, um sie zur Küste zu flößen, wo sie zu Mastbäumen für die Seeschiffe verarbeitet werden. Die Kiefern jener böhmischen Herrschaft sind jedoch viel zu dick, um als Masten Verwendung finden zu können; man zerkleinert sie daher zu Bau- und Brennholz.

Sie müßten solch einen Riesenbaum nur einmal sehen! Ich will Ihnen etwas erzählen, damit Sie sich einen annähernden



Begriff von den gewaltigen Dimensionen jener Kiefern zu machen vermögen.

Ein Holzfäller machte sich daran, einen der von mir bezeichneten Bäume zu fällen. Der Oberförster hatte ihm ein Duzend der besten Ägte überwiesen, denn soviel gehen darauf, ehe solch ein Stamm am Boden liegt.

Der Mann machte sich an die Arbeit. Er begann sein

Tagewerk um sechs Uhr früh und schwang die Axt bis um sechs Uhr abends, eine halbe Stunde Mittagsrast ausgenommen. So arbeitete er unverdrossen vierzehn Tage lang, dann mußte er einen Tag aussetzen, weil der Haufen der Späne so groß geworden war, daß er nicht mehr an den Baum herangelangen konnte.

Der Oberförster schickte zwölf vierspännige Arbeitswagen, die Späne fortzuschaffen. Um den Haufen zu beseitigen, mußte jeder Wagen dreimal fahren und dabei so hoch als möglich aufladen.

Für den Holzhauer war das natürlich ein Feiertag. Er wusch sich, zog seine Sonntagskleider an, packte den Schnappack voll Proviant, steckte eine Quartflasche voll Pflaumenschnaps zu sich, nahm den Knotenstock zur Hand und machte sich auf einen Erholungspaziergang.

Er schlug den Weg um den Baum herum ein, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Er wollte sehen, wie dick die Kiefer eigentlich sei, deren Niederlegung ihm aufgetragen worden war.

Er war ganz in der Frühe aufgebrochen, die Sonne hatte aber bereits die Mittagshöhe überschritten, als er endlich den Baum halb umgangen und die andere Seite desselben erreicht hatte.

Er war sehr erstaunt und ungehalten, als er hier einen Mann fand, der ebenfalls mit dem Umhauen dieses Baumes beschäftigt war. Im Nu gerieten beide in einen Wortwechsel, der sich bald zu einer tüchtigen Prügelei steigerte.

Als sie sich beruhigt und wieder vertragen hatten, erfuhr unser Holzfäller, daß der andere von dem Oberförster des angrenzenden Waldbezirks, wie er von dem seinen, den Befehl zum Niederschlagen des Baumes erhalten hatte und bereits vier Wochen an der Arbeit sei.

Können Sie sich nun ungefähr ein Bild von dieser Riesenkiefer machen, meine Herren? Und das war nur eine von den Unzähligen ihrer Art in jener Waldung.

Die Holzfäller setzten ihre Arbeit noch einige Monate lang fort, und endlich stürzte der Baum mit donnerndem Krachen zu Boden. Sein Fall verursachte ein Erdbeben, dem sämtliche Gebäude der Forstverwaltung zum Opfer gefallen wären, wenn man sie nicht, in Voraussicht solcher Erschütterungen, ganz besonders fest gebaut hätte. Die Mauern der geringsten Waldhüterbude sind nicht unter zwölf Fuß stark.

Unmittelbar nach dem Sturze der Kiefer entstand ein ungeheures Schneegestöber, das große Strecken des umliegenden Landes klastertoch mit Schnee bedeckte. Sie werden dies ganz erklärlich finden, meine Herren, wenn ich Ihnen sage, daß der Baum bei seiner enormen Höhe bis weit über die Schneegrenze hinaufreichte, die denjenigen von Ihnen, die die Alpen gesehen oder besucht haben, nicht unbekannt geblieben sein wird.

Dort oben hatte auf dem Nadelwipfel der Kiefer, der mindestens eine halbe Meile im Durchmesser maß, natürlich ewiger Schnee gelegen, der nun soviel Kälte mit herunterbrachte, daß die längst aufgetauten Flußläufe der Gegend sich sogleich wieder mit fußdicke Eise bedeckten, die Holzfäller in dicken Schafpelzen arbeiten mußten und viel Wild in dem strengen Frost, der drei Wochen anhielt, zugrunde ging. Die schwarzen Bären, von denen es in jenen Wäldern sehr viele gibt, verwandelten sich während dieser Zeit in Eisbären, die Füchse in Polarfüchse und die Fischottern in Robben.

Sie können sich denken, meine Herren, daß mir dieser plötzliche und schroffe Wechsel des Klimas nicht angenehm war; ich hielt mich, so lange die kalte Periode dauerte, jener Gegend des



Waldes fern und beobachtete den Fortgang der Arbeiten von einem Fenster des Schlosses aus durch mein Dolland-Perspektiv.

Obgleich der Ort, wo die Holzfäller mit dem Zerklleinern der Riesenkiefer beschäftigt waren, gut zwei Meilen vom Schlosse entfernt lag, so brachte das treffliche Fernrohr mir die Gegenstände und Menschen doch so nahe vor's Gesicht, daß ich den Harzduft des Holzes riechen und die Arbeiter reden und fluchen hören konnte.

Drei Meilen weiter, in einem der zu der Herrschaft meiner Schwester gehörigen Dörfer, befand sich ein kleines Kirchlein, in dem ich sonst an schönen Sonntagen dem Gottesdienst beizuwohnen pflegte. Jetzt hätte ich mitten durch die kalte Zone hindurchreiten müssen, wenn ich dorthin gelangen wollte. Aber ich hütete mich wohl, mir die Gliedmaßen zu erfrieren. Übrigens kam mir auch in diesem Falle mein Dolland gut zu statten.

Wenn ich das Fernrohr auf die offene Kirchentür richtete — das kleine Gotteshaus lag jenseit der Eis- und Schneegegend in dem normalen böhmischen Klima —, dann konnte ich nicht nur den Pastor auf der Kanzel ganz deutlich sehen, sondern ich vernahm auch jedes Wort seiner Predigt und erbaute mich recht sehr daran. Dazu entging mir auch kein Ton der schon recht schadhaften Orgel und keiner der Mißtöne, die aus den Kehlen der andächtig singenden Gemeinde kamen.

Ja, solch ein echtes Dolland-Perspektiv der besten und größten Sorte rückt dem, der es am Auge hat, die fernste Ferne in die nächste Nähe.

Ich entsinne mich einer kleinen Begebenheit aus dem russisch-türkischen Feldzuge, die ich bei dieser Gelegenheit noch erwähnen möchte.

Wir belagerten eine Festung, von deren Zinne der Halb-

mond im Winde flatterte. Das Terrain rings um den Ort war derart, daß wir unsere Geschützatterie nur ganz von weitem feuern lassen konnten, so daß dem Feinde nur wenig Schaden zugefügt wurde. Karten, mit deren Hilfe wir eine günstigere Aufstellung für die Artillerie hätten auffinden können, waren in unserm Hauptquartier nicht vorhanden, eine jener russischen Dummheiten und Nachlässigkeiten, über die ich mich von jeher fast krank geärgert hatte.

Natürlich mußte der Rittmeister von Münchhausen, der Unentbehrliche, der Allerweltsheifer, auch hier wieder einspringen. Ich nahm meinen Dolland, erkletterte damit eine hohe Pappel und spähte in die Festung hinein.

Ich sagte mir, daß der türkische Kommandant sicherlich Spezialkarten des Festungsterrains und der ganzen Umgegend auf seinem Tische liegen haben würde, und ich sollte mich hierin auch nicht geirrt haben.

Das Kommandanturgebäude hatte ich bald gefunden, auch die Gemächer, in denen der Oberbefehlshaber hauste. Einige Fenster waren weit geöffnet und so konnte ich gemächlich alles mustern und genau betrachten, was sich in den Zimmern befand.

Auf einem großen Tische lagen richtig einige Karten ausgebreitet, und im Nu hatte ich die Stellen entdeckt, von denen aus unsere Geschütze die Festung am wirkungsvollsten beschießen konnten. Ich rief die nötigen Angaben von meiner Pappel in das Lager hinunter, und sofort setzte sich die Artillerie nach den angegebenen Richtungen in Bewegung.

Der Festungskommandant war ein widerwärtiger, aufgebunsener Muselman mit einer blauen Schnapsnase, ein richtiger Kümmeiltürke. Er hockte auf einer Ottomane, schmauchte seine Pfeife, deren beizender Qualm mir unangenehm in die Nase stieg,





und unterhielt sich mit einigen seiner Generale über den Stand der Belagerung, über die Abwehrmaßregeln und über einen Ausfall, den ein Teil seiner Truppen am folgenden Tage aus dem südwestlichen Thor unternehmen sollte.

Ich verstand natürlich jedes Wort, und so konnten wir die ausbrechenden Türken wohl vorbereitet empfangen und so gründlich zusammenhauen, daß nicht einer mit dem Leben davonkam.

Bei dieser Unterhaltung erging sich der blaunafige Pascha in so groben Schimpfreden gegen die „Giaurs“, die ungläubigen Christenhunde, daß ich auf meiner Pappel die Geduld verlor und von gerechtem Zorn übermannt wurde. Ich zog den Dolland noch um einen halben Zoll weiter aus, wodurch die Gruppe in dem türkischen Generalstabszimmer mir in greifbare Nähe gerückt wurde.

Nun holte ich mit dem rechten, schwer bestiefelten und bespornten Fuße aus und gab dem aufgedunsenen Kerl einen solchen Tritt vor seinen dicken Bauch, daß er von der Ottomane hinunterkugelte und sich schreiend auf dem Fußboden wälzte.

Die Generale fuhren entsetzt empor, riefen „Verrat!“ und „Mord!“ und fielen einander mit den krummen Säbeln an, weil jeder glaubte, der andere hätte dem hochmögenden Pascha meuchlings eins versetzt.

Leider konnte ich den Verlauf und das Ende des Getümmels nicht beobachten, da mir in Folge der heftigen Bewegung des rechten Beins der Dolland aus den Händen glitt und zur Erde hinabfiel. Zum Glück blieb er heil, so daß er mir auch später noch gute Dienste leisten konnte.

Drei Tage später fiel die Festung in unsere Hände. Wieviel von diesem Erfolge meiner bescheidenen Persönlichkeit zu

danke gewesen ist, wird Ihnen, nach dem soeben Gehörten, nicht mehr verborgen sein.

Die Kaiserin von Rußland hat nach der Einnahme der Festung die Pappel, auf der ich das Stückchen ausführte, mit einer Gedenktafel aus Bronze versehen und mit einem eisernen Gitter umgeben lassen. Mir selber verlieh sie mehrere der höchsten Orden, die sich noch irgendwo in meinem Schreibpult vorfinden müssen.

Die Anerkennung aber, die mir die liebste gewesen ist, ward mir von meinem Freunde Jussupoff, dem russischen Kriegsminister, zuteil.

Der schenkte mir nämlich einen Jagdhund, der von meiner berühmten Hündin abstammte, die sich in meinem Dienste zuletzt die Beine soweit abgelaufen hatte, daß ich sie schließlich nur noch als Dachshund verwenden konnte. Dieser über jedes Lob erhabene Hund wurde mir leider bald nachher von einem tölpelhaften Jäger erschossen, als er vor einer Kette von Rebhühnern stand.

Zum dauernden Andenken an das edle Tier ließ ich mir aus seinem Fell eine Weste machen, dieselbe, die ich hier auf dem Leibe trage. Und nun stellen Sie sich vor, meine Herren — die unvergleichlichen Eigenschaften des Hundes leben in seinem Fell und somit auch in dieser Weste fort und treten bei jeder Gelegenheit glänzend zutage!

Begebe ich mich auf die Jagd, dann bringt mich diese wunderbare Weste mit geheimnisvoller, unwiderstehlicher und doch wiederum ganz unmerklicher Kraft gleichsam von ungefähr stets dahin, wo Wild zu finden ist.

Bin ich nun nahe genug, um schießen zu können, so fliegt ein Knopf von meiner Weste weg und fällt auf die Stelle nieder,







wo das jagdbare Tier ist, und da ich immer den Hahn gespannt und Pulver auf der Pfanne habe, so entgeht mir nichts, sei es Hirsch oder Reh, Wildschwein oder Gase, Huhn oder Ente.

Gegenwärtig befinden sich nur noch drei Knöpfe an der Weste, sobald aber die Jagd wieder beginnt, soll sie wieder mit zwei neuen und dichten Reihen besetzt werden.

Besuchen Sie mich alsdann, an Unterhaltung soll es gewiß nicht fehlen. Für jetzt empfehle ich mich und wünsche uns allen ein gesundes und fröhliches Wiedersehen.



## Zum 300jährigen Jubiläum

haben wir eine von **Friedrich Meister** bearbeitete und von **Ernst Zimmer** illustrierte Ausgabe des altberühmten

# Don Quixote

für die Jugend und die Familie veranstaltet.

Der „Don Quixote“ ist ein Buch, wie es in der gesamten Weltliteratur kein zweites gibt.

Es steht in seiner wunderbaren Eigenart einzig und unerreicht da.

Unsere begeisterung für alles Edle und Gute, voll Mut und Tapferkeit, Würde und Haltung. Er vereinigt in sich alle Tugenden jener heldenhaften Ritter, von denen Uhland, Schiller und andere deutsche Dichter uns gesungen haben, sein Grundsatz ist, das Böse zu bekämpfen, wo er es auch finden mag, den Schwachen und Notleidenden zu helfen, allen Menschen nur Gutes, keinem etwas Böses zu tun.



funde deutsche Jugend hat von jeher für dieses Werk des großen Spaniers und seinen Helden geschwärmt, und mit Recht, denn „Don Quixote“ ist eine höchst sympathische Figur, voll Ehrgefühl und Be-

Pracht-Ausgabe M. 2.50; Volks-Ausgabe M. 1.50.

Dieses prächtige Buch bedarf keiner weiteren Empfehlung.

# Coopers Lederstrumpf-Geschichten.

Original-Bearbeitung v. Friedrich Meißner. Illustr. v. E. Klingebell.

**A.**

**Dracht-Ausgabe.**

Mit  
20 Buntbildern  
und  
60 Text-Illustr.

Elegant gebunden  
in Leinen mit  
7 farbiger  
Deckelpressung.

M. 7.—.

(4. Auflage.)



**B.**

**Volls-Ausgabe.**

Mit  
5 Buntbildern  
und  
60 Text-Illustr.

Elegant gebunden  
in Leinen mit  
2 farbiger  
Deckelpressung.

M. 5.—.

(4. Auflage.)

Der textliche Inhalt ist bei Ausgabe A und B der gleiche.

Das Werk ist auch in  
**5 Einzelbänden à M. 2.—**

zu beziehen und zwar:

1. **Der Wildtöter** oder  
Der erste Kriegspfad.
2. **Der Letzte der Mohikaner.**
3. **Der Pfadfinder** oder  
Das Binnenmeer.
4. **Lederstrumpf** oder  
Die Ansiedler am Otsego-See.
5. **Der alte Crapper.**

Jeder dieser 5 Bände enthält  
4 Buntbilder und 12 Text-  
Illustrationen.

Das **Neue Wiener Journal**  
bespricht unsere Ausgaben wie  
folgt:

Der Lederstrumpf hat schon  
viele Bearbeitungen erlebt, doch  
darf die vorliegende als eine der  
besten bezeichnet werden. Der  
Text ist sorgfältig redigiert wor-  
den und die Illustrationen, die  
den hübsch ausgestatteten Bü-  
chern beigegeben sind, übertreffen  
die „Indianerbilder“, wie sie in  
vielen anderen Jugendbüchern  
zu sehen sind, durch geschmack-  
volle Ausführung bei weitem.



## Burenblut.

Eine Erzählung  
aus dem letzten Verzweiflungskampfe  
der südafrikanischen Republiken

von

Friedrich Meister.

4. Auflage.

Illustriert, elegant geb. M. 3.—.

Märkische Zeitung: Dieses Werk bezeichnet den Höhepunkt Meisters bisherigen Schaffens. Die Handlung ist knapp, schlagend, erschütternd . . .

Die Deutsche Zeitung in Wien schreibt unterm 9. Dezember 1903:  
„Was deutsche Jugendbücher sein sollen, das führt uns die Verlagshandlung  
Abel & Müller in Leipzig alljährlich mit neuen Beispielen vor Augen.“

## Hung Li Tscheng

oder

Der Drache am gelben Meer

von

Friedrich Meister.

2. Auflage.

Illustriert, elegant geb. M. 3.—.

Korresp. Blatt f. Kath. Lehrer, Erter:  
Das Buch eignet sich für jung und alt und ist  
für alle gewiß eine höchst willkommene Lektüre.  
Für Schülerbibliotheken sehr zu empfehlen.





**Im Weltwinkel.** Leben und Streben eines ostmärkischen Bauernjungen von Herm. Jahnske. Mit Silberfärbung von Johs. Gehrts. geb. M. 3.60.

**Pädagogische Brosamen:** Hermann Jahnske gehört zu unsern trefflichsten Volksschriftstellern. Menschen und Dinge, Zustände und Ereignisse sieht er klar und wahr, weiß sie mit poetischem Takte zu gruppieren und zu gestalten und in anziehendem Sprachgewande darzustellen. Die Erzählung „Im Weltwinkel“ zeigt ein Stück bauerlicher Wirklichkeit im Niedergange unter dem Zwange ungünstiger Verhältnisse, den Ringkampf eines strebenden Geistes nach der Höhe unter allerlei Schwierigkeiten und den endlichen Sieg dieses geistigen Strebens und damit die Versöhnung des tragischen wirtschaftlichen Konflikts. Es ist alles so wahr und wirklich, so schlicht und ergreifend, so schön poetisch durchhaucht, daß man mit den lieben, frommen und thätigen, aber nicht wegstüben Menschen zu leben und zu leiden meint. Niemand wird dies echte Volksbuch ohne tiefe Befriedigung aus der Hand legen. Fr. P.

**Die Schulpflege:** Als Schulprämie und in der Schülerbibliothek wird das Buch stets eine hervorragende Rolle spielen, wie es jeden Erwachsenen fesseln und entzücken wird.

**Die stumme Schuld.** Eine Geschichte nach dem Leben von G. Müller-Bohn. Illustriert von D. Gerlach. geb. M. 3.—.

**Deutsche Schulzeitung:** Der als Biograph und Historiker bekannte Verfasser zeigt sich in dieser ergreifenden Geschichte aus dem sozialen Leben auch als begabter Erzähler. Der Held der Erzählung ist ein strebsamer junger Mann, der mit seiner mangelnden Lebenserfassung, in seinem kindlichen Vertrauen der Hinterlist eines schurkischen Kollegen zum Opfer fällt. Er ladet durch Übereilung und Leichtgläubigkeit eine Schuld auf sich, an der er aber nicht zugrunde geht, sondern die er — und das ist gerade der ethische Kern der Erzählung — in heißem Kampfe mit schweren Lebensschicksalen und mit sich selbst in ehrlicher Weise sühnt. M.-B. schildert wirkliche Menschen, die menschlich denken, fühlen und fühlen. Gerade in der heutigen Zeit, wo der Jugend tausend Gefahren drohen, ist es ein Verdienst, sie nachdrücklich darauf hinzuweisen. Wenn das, frei von jeder lehrhaften Form, in so packender und künstlerischer Weise geschieht, wie es M.-B. in seiner Erzählung getan, so kann man ihm nur dankbar sein.



# Nimm dich in acht, Herero!

(Muhérero rikárerá!)

## Ein Jugend- und Familienbuch

von

**Friedrich Meister.**

Illustriert von Willy Stöwer. Preis M. 3.60.

Unter allen Beitereignissen, die jetzt die Welt beschäftigen, hat keins eine größere Bedeutung für unser deutsches Vaterland und zieht keins die gesamte Nation so in Mit-leidenschaft, wie



dieses blutige Ringen der alt-ingesessenen schwarzen Bevölkerung gegen das Deutschtum, das sich seit 1884 dort über ein Gebiet von 835,000 Quadratkilometer ausgedehnt hat.

Die Helden des Buches sind zwei Fähnriche zur See.

Es ist ein deutsches Buch, das deutscher Sitte, deutscher Treue, deutschem Wesen und deutscher Vaterlands-liebe warm das Wort redet und ehrlich bestrebt ist, in seinen Lesern das Gefühl zu kräftigen

**für Kaiser und Reich.**



**Der schwarze Ritter.** Eine historische Erzählung für reifere Knaben.

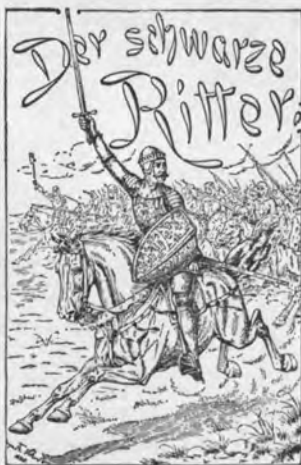
Nach englischen und französischen Quellen bearbeitet von M. Harald.

Illustriert von F. Schmidt-Rahring.

3. Auflage.

M. 4.—.

**Augsburger Neueste Nachrichten:** Eine wunderbare, romantische Rittergeschichte, reich an interessanten Begebenheiten und spannenden Verwickelungen, wird hier in zugleich vornehmem und charakteristischem Stil den reiferen Knaben erzählt; letztere haben gerade für dieses Genre ja eine bekannte Vorliebe, welche zur Pflege der jugendlichen Phantasie wohl Berücksichtigung finden soll. Ihnen dürfte „Der schwarze Ritter“ ein hochwillkommenes Festgeschenk sein.



**Die Schatzsucher im Eismeer.**

Erzählung für die reifere Jugend von

Friedrich Meister. Illustriert von

Otto Gerlach. 4. Auflage. M. 4.—.

**Bromberger Tageblatt:** Diese Jugendschrift zeichnet sich neben den prächtigen Illustrationen vor allem durch den frischen Erzählerton des Verfassers aus, der stellenweise einen Humor von köstlicher Naivität entwickelt und es vortrefflich versteht, durch seine Erzählung von dem Rätsel der Edelsteininsel in Spannung zu erhalten.

Daß Friedrich Meister es in seltener Weise versteht, Bilder zu zeichnen, wie sie in erster Linie das jugendliche Gemüt fesseln, ist zur Genüge bekannt und so sei denn dieses köstliche Werk des trefflichen Jugendschriftstellers der Beachtung der Eltern zum Feste empfohlen.



## In der deutschen Südsee

für die reifere Jugend von  
**Friedrich Meister.**

Mit 8 Vollbildern von A. Liedtke.  
Geb. M. 3.60.

Kommission des Schweizer. Lehrervereins: Meister ist ein wirklicher „Meister“ im Erzählen von Seegeschichten ic. . . . Für Knaben von 13 Jahren an; auch Volksbibliotheken zu empfehlen.

Pommersche Reichspost, Stettin:  
Meister versteht es, das Herz der Jugend mit warmem Interesse für seine Helden und für das Seemannsleben zu erfüllen.

**Der Flottenoffizier.** Nach Marryat  
bearbeitet von A. Geyer. Mit 8 Voll-  
bildern von W. Zweigle.

Geb. M. 3.60.

Christl. Bücherstab: Dieses Buch wird  
von der Jugend verschlungen werden und den

Horizont  
erweitern.  
Die Illu-  
strationen  
des Buches  
sind  
vorzüglich.



**Der Spion.** Frei nach Cooper für die  
Jugend bearbeitet von Prof. G. Ven-  
seler. Mit 4 Buntbildern und 20 Text-  
illustrationen von E. Klingebell.  
4. Aufl. In Leinen geb. M. 3.—.

Das Berliner Fremdenblatt sagt: Das  
Berk ist zum Weihnachtsgeschenk außerordent-  
lich geeignet. Die Bearbeitung verdient un-  
bedingtes Lob und die von E. Klingebell ge-  
schaffenen Bilder erhöhen d. Wert d. Gebotenen.



**Im Kielwasser des Piraten.** Für die reifere Jugend erzählt von Friedr. Meister. Illustriert von Adalb. v. Köhler. 7. Auflage. M. 4.50.

Allgemeine Deutsche Schulzeitung: . . . Ein vorzügliches Buch für erwachsene Knaben. Es ist nicht lediglich der Unterhaltung, sondern auch gleichzeitig der Belehrung gewidmet.

**Die Freibenter von Sumatra** von J. H. D. Kern. Illustriert von Rud.

Cronau. M. 4.50.

Anzeiger für die neueste pädagogische Literatur:

In fesselnder Darstellung werden die Schicksale von zwei braven jungen Seeleuten erzählt, die durch Mut, Ausdauer und Klugheit im Kampfe mit wilden Inselbewohnern glücklich davon kamen.

Das Buch ist reich an ethnographischen und geographischen Schilderungen, belehrt und

unterhält zugleich. Ausgezeichnet sind auch die zahlreichen Illustrationen von Rud. Cronau.

**Die geheime Feme.** Ein Kulturbild aus dem deutschen Mittelalter von J. Pederzani-Weber. Illustriert von F. Grottemeyer. M. 4.50.

Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens sagt u. A.: . . . Die Erzählung schreitet in raschem, energischem Zuge klar und gedrungen vor, in eleganter Form mit leichtem Verständnisse und nicht ablassendem Interesse. Die typographische und künstlerische Ausstattung ist eine sehr gute.



**Goetz von Berlichingen.** Eine kultur-  
geschichtliche Erzählung für die reifere  
Jugend von Jul Federzani-Weber.  
Illustriert von Eduard Kämpffer.  
6. Auflage. M. 4.50.

**Allgemeine Deutsche Schulzeitung:**  
Mit gewandter Feder erzählt der Verfasser  
in spannender Weise das Leben und die  
Thaten „eines Schüßers aller Rechtlosen“,  
eines Helden, der seit Goethe im deutschen  
Volke lebt — des Ritters Goetz von Berli-  
chingen. Zugleich wird ein lehrreiches Kultur-  
bild des 16. Jahrhunderts vor dem Leser auf-  
gerollt. Die reifere Jugend (Knaben von  
12—16 Jahren) werden sich an den Tugenden  
des Helden erwärmen und tiefinnerliche Gottes-  
furcht und Liebe zu deutschem Wesen und  
deutscher Sitte von ihm lernen. Als weitere  
Empfehlung dient dem Buche die gute Aus-  
stattung: gutes Papier, schöner Druck, künstle-  
risch ausgeführte Illustration. Das Buch ist  
für den Weihnachtstisch wohl geeignet.

**Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung:** Unsere heranwachsende  
Jugend erhält hier in der für sie passenden Form dasjenige vermittelt,  
was durch Goethe's Schauspiel unsterblich geworden ist: ein Bild jenes waderen  
Ritters des sechzehnten Jahrhunderts, der sich zum Wahlspruch seines Lebens  
erlorn hatte, „ein Schützer aller Rechtlosen zu sein“, u. dazu ein Kulturbild jenes Jahrhunderts,  
das ein wichtiger Wendepunkt in unserer Ge-  
schichte werden sollte, in dem das Mittelalter  
abschließt und die neue Zeit beginnt, jener  
Zeit, in der das eiserne Joch des Faustrechtes  
gebrochen und der Versuch gemacht ward, die  
Bauern aus Leibeigenschaft und Rechtlosigkeit zu  
erlösen. Die Wiedergabe ist dem Verfasser vortref-  
lich gelungen; er erzählt gut und schreibt nicht bloß  
Goethe nach, sondern hält sich an die Quellen,  
über die er in der Vorrede Rechenschaft ablegt.

**Ein Mann, ein Wort!** Für die  
reifere Jugend erzählt von E. Wuttke-  
Biller. Illustriert von Hermann  
Vogel. 4. Auflage. M. 4.50.

Die Gartenlaube schreibt über dieses  
Buch: Von Erzählungen historischen Inhalts  
gehört „Ein Mann, ein Wort!“ von  
E. Wuttke-Biller zu den wertvollsten Be-  
reicherungen der Jugendlitteratur, gegen welche  
zahlreiche andere Schriften merklich zurüdtreten.





**Lützow's wilde Jagd.** Eine geschichtliche Erzählung für die reifere Jugend von Prof. Dr. Anton Dörner. Mit 8 Vollbildern von E. Klingebiel. 3. Auflage. Eleg. geb. M. 4.50.

**Vorwort:** Es war eine große, herrliche Zeit, als im Jahre 1813 sich das ganze deutsche Volk erhob, um das Joch der französischen Gewalt abzuwerfen. Deutsche Dichtersimmen fachten die erwachte Begeisterung an, und nun strömte es von allen Seiten unter die Fahnen. Jung und Alt, Arm und Reich, Hoch und Niedrig wollte Gut und Blut an das Höchste setzen, an die Freiheit des Vaterlandes, und ein Geist lebte in Hunderttausenden.

In jenen Tagen war es, da der Major von Lützow eine kleine, entschlossene Schar um sich sammelte, in welcher treffliche Männer sich zusammensanden. Wer kennt nicht die Namen

Theodor Körner, Ludwig Jahn, Friedrich Friesen u. a.? „Lützow's wilde, verwegene Jagd“ ist durch ihre kühnen Thaten unsterblich geworden, wie der Dichter, der unter diesem Namen sie besungen hat, und der in ihren Reihen bei Gadebusch den Heldentod fand.

Die Thätigkeit des tapferen Hänsleins bildet den geschichtlichen Hintergrund der vorliegenden Erzählung, die in ihren historischen Momenten sich an die besten Quellen hält und die sich die Aufgabe gestellt hat, die Begeisterung für das Vaterland im Herzen des deutschen Volkes und besonders der deutschen Jugend beleben und fördern zu helfen. Wenn sie das nach ihrem bescheidenen Teil zu erreichen vermöchte, wäre darüber herzlich erfreut der Verfasser.

**Karl Scharnhorst.** Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika von Armand. Mit 6 Buntbildern und 5 Holzschnitten von Prof. Ostfiedinger. 9. Auflage. Eleg. geb. M. 4.50.

Das Buch bietet gute Unterhaltung und Belehrung, belebt insbesondere das geographische, ethnographische und naturgeschichtliche Wissen, bereichert die Phantasie, richtet den Willen auf das Gute, indem sie Vorbilder des Mutes, der Thakraft und Entschlossenheit, der treuen Hingabe an Familie, Freunde und Nachbarn zeichnet. Anerkannt eine der vorzüglichsten Jugendschriften.



**In Deutsch-Ostafrika.** Erlebnisse eines jungen deutschen Kaufmanns, erzählt für die Jugend von Rud. Scipio. Illustriert von Rud. Cronau und H. Mügel. 3. Auflage. M. 4.—

**Ulmer Tagblatt:** Wir möchten auf dieses vortrefflich geschriebene Buch ganz besonders aufmerksam machen. Abenteuer, wie sie Knaben gern lesen. Es geht gegen Buschiri und Banaheri, und dabei lernt der Leser ostafrikanische Landschaft und Zustände neben-



bei lernen. Auch die Abenteuer der eigentlichen Helden sind interessant. Eine schöne Festgabe für unsere Knaben. — Gleich empfehlenswert und interessant ist die Jugendschrift:

**Der Seekadett.** Abenteuer der Kadetten S. M. Korvette „Scharfschütz“ auf deren Kreuzfahrten in tropischen Meeren, der reiferen Jugend u. der deutschen Familie erzählt v. Friedrich Meister. Illustr. v. Rud. Cronau 7. Auflage. M. 4.—

**Kapitän Jack.** Eine historische Erzählung nach dem Amerikanischen von M. Garald. Illustriert von E. Klingebiel. 4. Auflage. geb. M. 4.—

**Der Fränkische Kurier** sagt herüber: Auch dieses spannend geschriebene Buch kann als ein vortreffliches Weihnachtsgeschenk durchaus empfohlen werden. Es ist ein buntes, bewegtes Bild, das sich vor unseren Augen entrollt, und um so wertvoller, als dessen Helden und Gestalten mit möglichster historischer Treue wiedergegeben sind.



**Kapitän Jack**



# Walter Scotts Schönste historische Romane

für die Jugend bearbeitet  
von  
**H. Geyer.**

Illustriert von W. Bweigle.

à Band M. 3.60.



## Ivanhoe, Quentin Durward, Der Talisman, Kenilworth.

Deutsche Wacht, Dresden: Der Bearbeiter hat mit glücklicher Hand das Wesentliche und Wichtige aus den diden Bänden Scotts herausgehoben und

bietet die Erzählungen in so schöner und interessanter Form dar, daß die jungen Leser gewiß davon begeistert sein und einen dauernden Nutzen haben werden.

Neue freie Presse, Wien: Von allen historischen Romanen eignen sich wohl diese Meisterwerke Scotts am besten dazu, der Jugend zugänglich gemacht zu werden 2c. 2c.

Schweizerische Lehrerzeitung: Die Ausstattung ist gediegen.







**Vor 25 Jahren.** Eine vaterländische Denkschrift von F. v. Köppen. Mit 12 Vollbildern und 11 Initialien von Richard Knödel.

Kart. M. 1.—. In Leinen geb. M. 1,50.

**Pädagogische Monatschrift:** Wohl eins der preiswertesten Bücher, die es giebt; als Prämie sehr zu empfehlen.

**Böhmische Zeitung:** . . . es ist mit einem Worte eine Erfrischung und ein Genuß, das Werk zu lesen.

**Darmstädter Tageblatt:** Das Buch möge der Jugend möglichst zugänglich gemacht werden.

**Fränkischer Kurier:** . . . Sowohl was den Text, als was die Abbildungen betrifft, geht sie über den Durchschnitt derartiger Publikationen hinaus und eignet sich vortrefflich als Erinnerung an den Einigungskrieg der deutschen Nation.

**Anzeiger für die neueste pädagogische Litteratur:** In kerniger, markiger Darstellung zeigt es der Jugend, wie wir damals kämpften und siegten . . . Das schön ausgestattete und billige Buch verdient volle Anerkennung . . .

**Kreuzzeitung:** Möchte auch diese neue Schrift des bekannten patriotischen Dichters und Schriftstellers in allen jugendlichen Herzen Eingang finden . . .

**Das Deutsche Reich.** Volks- und Vaterlandskunde von F. v. Köppen. Neu bearb. von J. Bogel. Mit 12 Bildertafeln. 2. Aufl. Geb. M. 4.—.

**Anzeiger für die neueste pädagogische Litteratur:** In 44 zum Teil ziemlich umfangreichen Kapiteln schildert der rühmlichst bekannte Verfasser der Jugend und dem Volke das deutsche Vaterland. Ein idealer, warmherziger, patriotischer Hauch, der auf den Leser fesselnd einwirkt, breitet sich über das ganze Buch aus.

**Lehrerzeitung für Westfalen:** Wir möchten das Buch nicht bloß für die Jugend, sondern auch als Hausbuch für die Familie empfehlen. Es vermittelt uns die Kenntnis des deutschen Reiches und seiner Geschichte in knapper aber fesselnder Weise, wie man es ja von einem Schriftsteller wie Fodor von Köppen wohl auch erwarten konnte. Das Buch eignet sich zur Anschaffung für Schülerbibliotheken, besonders auch zu Prämien Gaben. Die Ausstattung ist eine sehr gute.





